



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Sprachliche Umsetzung des österreichischen Nation-
Building-Prozesses durch den ORF

verfasst von / submitted by

Katrin Baminger

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2020 / Vienna 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 818

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Austrian Studies – Cultures,
Literatures, Languages

Betreut von / Supervisor:

PD Mag. Dr. Manfred Glauninger

Gut gebrüllt, Löwe!

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung.....	3
2 Begriffsklärung.....	7
2.1 Nation	7
2.2 Identität.....	11
2.3 Nationale Identität.....	15
3 Massenmedien	18
3.1 Funktionen und Aufgaben	19
3.2 Wirkung Medium ↔ Mensch	22
4 Das Konstrukt <i>Österreich</i>	26
4.1 Sprachliches Nationalbewusstsein	26
4.2 Identitätsfindung Österreichs	35
5 Der Österreichische Rundfunk.....	45
5.1 Die Anfänge des ORF	45
5.2 Erste mediensprachliche Verankerungen.....	50
6 Sprachliche Richtlinien im ORF	57
6.1 Stand 1995.....	57
6.2 Stand 2016.....	62
7 Interview mit Chefsprecher HAIMO GODLER	66
7.1 Methodisches Vorgehen.....	66
7.2 Auswertung.....	68
8 Analyse	74
9 Conclusio.....	80
Abstract.....	83
Literaturverzeichnis	84
Anhang.....	94
Transkribiertes Interview	94

1 Einleitung

Medien beeinflussen und lenken. Doch geht es in dieser Arbeit nicht um die Beeinflussung im Sinne der propagandistischen Manipulation für politischen Machtmissbrauch oder um Fake News, sondern um die mediale Bewusstseinsschaffung im Sinne einer Nation. Es wird untersucht, inwiefern der ÖSTERREICHISCHE RUNDFUNK (ORF) österreichische Identität schafft(e) und auf welche Weise er dies auf sprachlicher Ebene umsetzt(e).

Der ORF wurde im Rahmen des Nation-Building-Prozesses der Zweiten Österreichischen Republik 1958 neugegründet und versteht sich daher als identitätsstiftender Teil Österreichs. Der nationale Bezug des Rundfunks ist nicht nur in der österreichischen Verfassung (vgl. www.ris.bka.at, 08.06.2020) verankert, sondern auch in den Almanachen des ORF (vgl. ORF-Almanach 1955; 1969; 1974; 1991/92) nachzulesen. In diesen Dokumenten wird auf die nationale Programmausrichtung hingewiesen, die sowohl im Radio als auch im Fernsehen strikt eingehalten wird. Erstaunlicherweise findet sich aber kaum eine schriftliche Anmerkung über den tatsächlichen Sprachgebrauch in diesen Medien, wo doch ersichtlich ist, dass Sprache ein zentrales Element der Konstruktion von Identität darstellt (vgl. WODAK 1997: 42).

In der Vergangenheit positionierte sich der ORF sprachlich sehr vage. Zwar gibt der 1995 erschienene Artikel zur *Sprecherschulung im ORF* von Chefsprecherin EVA WÄCHTER-KOLLPACHER (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995) einen flüchtigen Einblick für die sprachlichen Regelungen der Nachrichtensprecher, jedoch lässt er wichtige Fragen in Bezug auf den identitätsrelevanten „österreichischen“ Sprachgebrauch offen. Die Broschüre des ORF *Sprachtraining. Über Sprache und Sprechen im ORF* aus dem Jahr 2016 (vgl. GODLER, HAIMO 2016) positioniert sich sprachlich klarer und bestätigt, dass ein Deutsch mit österreichischer Klangfarbe und österreichischem Vokabular gesprochen wird. Um zu erfahren, wie sich diese und andere ORF-Richtlinien im gelebten Alltag in Rundfunk, Fernsehen und Internet umsetzen lassen und sie einen tatsächlichen Einfluss auf die Identität der gegenwärtigen Österreicherinnen und Österreicher intendieren,

wurde ein Experteninterview mit dem derzeitigen Chefsprecher HAIMO GODLER geführt. Er berichtet darin über seine Position als Chefsprecher, die internen Sprecherschulungen und die tatsächliche sprachliche Performanz vor dem Mikrophon sowie ganz allgemein über den ORF und seinen Beitrag zur österreichischen Identität.¹

Zu Anfang werden in vorliegender Arbeit die Begriffe und Konzepte von *Nation* und *Identität* diskutiert. Es werden dabei unterschiedliche wissenschaftliche Theorien berücksichtigt und miteinander in Verbindung gebracht. Die genannten Begriffe werden als *nationale Identität* zusammengeführt und bilden so den Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit der österreichischen Nationswerdung nach 1945. Im Anschluss daran wird das Radio beispielhaft als Massenmedium und seine Bedeutung bzw. seine Wirkung in der Demokratie besprochen. Um die Rolle des Rundfunks und seinen sprachlichen Habitus besser verorten zu können, wird ein Abriss über die Geschichte des Rundfunks in Österreich gegeben. Die Periode bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wird überblicksartig und in groben Zügen dargestellt. Da sich diese Arbeit mit der Schaffung nationaler, d.h. österreichischer, Identität beschäftigt, werden die Schlüsselereignisse des österreichischen Rundfunks nach 1945 bzw. mit Ausrufung der Zweiten Republik detaillierter aufgezeigt und im Weiteren mit dem entsprechenden Nation-Building-Prozess in Verbindung gesetzt. Im ersten Schritt wird diese Nationswerdung aus linguistischer Sicht betrachtet. Unter dem Aspekt der Identitätsbildung werden sprachwissenschaftliche Konzepte des Deutschen vorgestellt und die Entwicklung eines *österreichischen Deutsch* untersucht. Hierbei finden Zäsuren, wie beispielsweise das Protokoll Nr. 10 zum Beitritt Österreichs in die Europäische Union oder die Erstellung des Aussprachewörterbuchs des österreichischen

¹ Die transkribierte Version des Interviews ist im Anhang dieser Arbeit zu finden.

Folgende Unterscheidung ist für das bessere Verständnis wichtig: *Sprecherinnen* und *Sprecher* sind Personen, die fremdverfasste Texte lesen. Es sind Schauspielerinnen und Schauspieler und Profisprecherinnen und Profisprecher, die in den ORF-Programmen nur selten auftreten, wie beispielsweise in Sendungen in Ö1. Wen man zumeist in den Programmen des ORF hört, sind Journalistinnen und Journalisten, Redakteurinnen und Redakteure, Gestalterinnen und Gestalter, die ein journalistisches Assessment absolviert haben und für das Mikrophon ausgebildet wurden.

Deutsch bzw. der Österreichischen Aussprachedatenbank genauere Betrachtung. Danach wird der soziologische Prozess des Nation-Buildings reflektiert. Neben grundlegenden Theorien zur Nationswerdung und Identitätsbildung wird die österreichische Geschichte ab dem 19. Jahrhundert dargestellt und es wird erklärt, weshalb eine nationale österreichische Identität erst ab Mitte des 20. Jahrhundert *konstruiert* werden konnte.

Auf Basis des Experteninterviews, der ORF-Beiträge zur Mediensprache und der Forschungsliteratur zu Nation, Identität und Sprache sollen folgende Forschungsfragen beantwortet werden:

- Welche (medien-)sprachliche (Selbst-)Positionierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Österreich über seine geschichtliche Entwicklung hinweg (von der Gründung bis zur Gegenwart) reflektiert das Untersuchungskorpus? Welche Konstanten und Veränderungen zeigen sich dabei?
- Welche Rolle wird dabei der Mediensprache des ORF im Zusammenhang mit der Konstruktion einer nationalen österreichischen Identität zugeschrieben?
- Welches (strukturelle und funktionale) Konzept hinsichtlich der (Variation der) deutschen Sprache in Österreich reflektiert das Korpus? Wie konzipiert der ORF ein „österreichisches“ Deutsch?

Wichtige Quellen stellen neben mediengeschichtlicher und soziolinguistischer Forschungsliteratur Gesetze und Verordnungen dar, die im *Rechtinformati-
ons-
system des Bundes* (www.ris.bka.gv.at) recherchiert wurden.

Das Ziel dieser Arbeit ist, das sprachliche Selbstverständnis und die sprachpolitische Rolle des ORF zu veranschaulichen, dessen Bezug zur Nations- und Identitätskonstruktion Österreichs sichtbar zu machen und eine Bestandsaufnahme der derzeitigen sprachlichen Situation im österreichischen Rundfunk zu geben.

Inwieweit der Nation-Building-Prozess Österreichs bereits abgeschlossen ist oder sich der ORF auch heute noch als aktiven Teil desselben versteht, wird ebenfalls aufgezeigt.

2 Begriffsklärung

Zu Beginn sollen die zwei wichtigsten Begriffe dieser Arbeit, nämlich *Nation* und *Identität*, wissenschaftlich verortet werden. Nach diesem theoretischen Diskurs werden sie als *nationale Identität* zusammengeführt und bilden so den Referenzrahmen für die spätere Auseinandersetzung mit dem österreichischen Nation-Building-Prozess.

2.1 Nation

Unabhängig von der etymologischen Wortbedeutung von *natio* Abstammung, Geburtsort gibt es im Laufe der Jahrhunderte unterschiedliche Auffassungen und Definitionen von dem Begriff *Nation*. Die Entstehung einer Nation kann nach drei Kategorien unterschieden werden: auf der einen Seite stehen innerstaatliche Revolutionen als Nationsbildung, da die Bürger durch Selbstbestimmung eine Willensgemeinschaft formen; so geschehen zum Beispiel in England oder Frankreich. Auf der anderen Seite bildet sich durch eine Staatsneugründung eine Nation aufgrund von gemeinsamer Sprache, Kultur und Geschichte. Hierbei spricht man von *Kulturnationen*, wie beispielsweise im Fall von Deutschland und Italien. Das dritte Nationswerdungsmuster ist der Zerfall von Großreichen, vor allem in Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg bzw. nach 1990, wodurch viele neue Nationen entstanden sind (vgl. RIESCHER 2005: 601).

Die Definition des DUDEN erklärt Nation als

- a) große, meist geschlossenen siedelnde Gemeinschaft von Menschen mit gleicher Abstammung, Geschichte, Sprache, Kultur, die ein politisches Staatswesen bilden
- b) Staat, Staatswesen
- c) (ugs.) Menschen, die zu einer Nation gehören; Volk

(<https://www.duden.de/rechtschreibung/Nation>, 23.03.2020)

Die umgangssprachliche Zuschreibung der Bedeutung „Volk“ ist kritisch zu betrachten, da es aus wissenschaftlicher Sicht einen grundlegenden Unterschied zwischen Volk und Nation gibt. Eine Nation bildet ein politisches Staatswesen, wohingegen ein Volk erst dann zu einer Nation wird, wenn „es sich seines geschichtlichen und kulturellen (abgrenzbaren) Eigenwertes bewusst wird und sich als Träger und Subjekt gemeinsamer Wert- und Zielvorstellungen interpretiert“ (HILLMANN 1994: 591). Die Unterscheidung liegt einerseits im Bewusstsein geschichtlicher und kultureller Werte, andererseits in einer spezifischen Zielvorstellung, die zumeist deckungsgleich mit dem Willen zur Nationsbildung ist. Daraus lässt sich schließen, dass das, was ein Volk zu einer Nation macht, die nationale Identität ist – hierzu aber mehr im folgenden Kapitel.

Die Definition des Begriffs *Nation* lässt sich überdies in *klassische* und *moderne Theorien* einteilen. Die *klassischen Theorien* weisen eine Zweiteilung hinsichtlich des Nationsbegriffs auf. Es steht beispielsweise 1) Subjektivität gegen Objektivität oder 2) Staatsnation gegen Kulturnation. Diese Theorien haben einen ausgeprägt normativen Charakter und gehen von einer „Kontinuität zwischen vor-modernen und nationalen Gesellschaften“ (SMUTNY 2004: 32) aus.

ad 1) Die objektivistische Definition gibt Kriterien an, anhand derer eine Nation „sachlich“ bestimmt werden kann. Diese Charakteristika sind beispielsweise Sprache, Territorium, Kultur, Tradition oder Geschichte (vgl. JANSEN/BORGGRÄFE 2007: 12 f.). Die Grundlage hierfür wird „nicht im politisch-subjektiven Willen Einzelner [gesehen], sondern in einer „naturgegebenen“ ethnisch-kulturellen Gemeinschaft“ (SMUTNY 2004: 14). Hier gilt es zu hinterfragen, wie Gemeinschaften zu definieren sind, die diese Kriterien nicht aufweisen, sich aber trotzdem als Nation verstehen. Oder umgekehrt, sich nicht als Nation verstehen, die Merkmale aber sehr wohl erfüllen. Die subjektivistische Definition stellt sich diesen Fragen und führt die Idee der *Willensgemeinschaft* ein. Eine Nation wird folglich erst dann eine Nation, wenn die Mitglieder der Gemeinschaft gewissermaßen freiwillig übereinkommen, dass sie

zusammengehören. Diese Anschauung schloss nun oft auch Gemeinschaften ein, die sich objektiv, beispielsweise durch die Sprache, voneinander unterscheiden (vgl. HOBBSBAWM 1991: 18; JANSEN/BORGGRÄFE 2007: 11). Kritik wurde auch hier laut, denn durch den gemeinsamen Willen könnte sich alles zu einer Nation zusammenschließen. Der Historiker HOBBSWAM wandte gegen die subjektivistische Definition ein, „dass die Definition einer Nation durch das Bewusstsein ihrer Mitglieder, ihr anzugehören, tautologisch ist und lediglich a posteriori angeben kann, was eine Nation ausmacht“ (HOBBSBAWM 1991:18).

ad 2) Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die Begriffe *Kulturnation* und *Staatsnation* eingeführt, die sich auf oben genannte Definitionen bezogen. Eine Kulturnation stützt sich auf eine gemeinsam gelebte Kultur, was ein Charakteristikum der objektivistischen Definition darstellt. Eine Staatsnation hingegen beruht auf einer gemeinsamen Geschichte und einer gemeinsam errichteten Verfassung – ein subjektives Element (vgl. MEINEKE 1962: 10). In westlichen Ländern wie in Frankreich, England oder den USA waren Staat und Nation nicht zu trennen. Im Gegensatz dazu strebten Kulturnationen wie Italien oder Deutschland die Errichtung eines Nationalstaates an (vgl. KUNZE 2005: 28).

Zu den *modernen sozialwissenschaftlichen Definitionen* zählen sowohl 1) die Konzepte der Perennialisten und Primordialisten als auch 2) der Modernisierungstheoretiker und Konstruktivisten (vgl. JANSEN/BORGGRÄFE 2007: 11f).

ad 1) Perennialisten bzw. Primordialisten übernehmen grundsätzlich beide die Kontinuität der klassischen Definition. Primordialisten des naturalistischen Ansatzes vertreten die Meinung, dass jedes Individuum mit der Nation tief verwurzelt ist, weil es in sie hineingeborgen wurde. Der „Besitz“ einer nationalen Identität ist also ein „natürlicher“ Bestandteil des Lebens. Der etwas schwächere, kulturelle Ansatz empfindet die Bindung zwischen Individuum und Nation nicht als objektiv gegeben, sondern als subjektiv verspürt (vgl. SMUTNY 2004: 30 f.). Zu unterscheiden sind davon die Perennialisten, die die

nationale Wesenszuschreibung nicht als naturgegeben ansehen, sondern auf ethnische sowie historische Kontinuität bauen. Sie begreifen Nationen als „ähnliche Gebilde oder fortgeschrittene Versionen früherer Vergemeinschaftung“ (ebd. 31).

ad 2) Auf der anderen Seite stehen die Modernisten bzw. Konstruktivisten, die Nation als modernes Phänomen begreifen und sich klar von der Kontinuität distanzieren.

Ihrer Ansicht nach generieren sich Nationen nicht auf der Basis vormoderner ethnischer Gemeinschaften, sondern die ethnischen Identitäten, auf die sich nationalistische Ideologien so gerne berufen, werden als *Konstrukt* oder *Produkt* des Nationalismus gesehen. Das bedeutet, dass die gesellschaftliche Dynamik, die mit dem Nationalismus und der Nationenbildung einhergeht, jene „ethnonationalen“ Vergemeinschaftungen erst *neu* erschaffen und konstruieren, welche fälschlicherweise als ursprünglich aufgefasst werden (ebd. 33).

Eine Nation wird folglich als etwas definiert, dass dem Volk nicht „vorgesetzt“ wird, sondern aus seinem eigenen Bedürfnis heraus entsteht. Diese Theorie vertreten beispielsweise KARL DEUTSCH, ERNEST GELLNER, BENEDICT ANDERSON und ERIC HOBSBWAN. Stellvertretend soll an dieser Stelle der Ansatz von ANDERSON, einem Schüler von GELLNER, dargestellt werden, da er maßgeblichen Einfluss auf die Nationsforschung hatte. ANDERSON widerspricht seinem Lehrer, da er Nationen nicht als Erfindung definiert, sondern sie mit „Vorstellen“ und „Kreieren“ in Zusammenhang bringt. Für ihn ist eine Nation „eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän“ (ANDERSON 1996: 15).

Vorgestellt ist sie deswegen, weil die Mitglieder selbst der kleinsten Nationen die meisten anderen niemals kennen, ihnen begegnen oder auch nur von ihnen hören werden, aber im Kopf eines jeden die Vorstellung ihrer Gemeinschaft existiert. [...] Die Nation wird als *begrenzt* vorgestellt, weil selbst die größte von ihnen [...] in genau bestimmten, wenn auch variablen Grenzen lebt, jenseits derer andere Nationen liegen. [...] Die Nation wird als *Gemeinschaft* vorgestellt, weil sie, unabhängig von realer Ungleichheit und Ausbeutung, als „kameradschaftlicher“

Verbund von Gleichen verstanden wird (ebd. 15–17 [Hervorhebungen im Original]).

Im Rahmen vorliegender Arbeit wird ebendieser Ansatz vertreten, dass *Nation* als modernes Phänomen zu verstehen ist, das sich erst im 18. Jahrhundert entwickelte. Entscheidend für diese Herausbildung war die Auffassung eines von Gott losgelösten Lebens nach eigenen Vorstellungen. Durch den Bedeutungsverlust religiöser Gemeinschaften erfuhr auch die lateinische Sprache eine Degradierung. So drohten auch dynastische Reiche auseinanderzubrechen, da ihnen die Gotteslegitimation abgesprochen wurde, auf die sie lange Zeit ihre Herrschaft stützten (vgl. ebd. 21 ff.).

2.2 Identität

In der Sozialwissenschaft wird zwischen personaler und kollektiver Identität unterschieden. Personale Identität meint „das Bewusstsein eines Menschen von seiner eigenen Kontinuität *über die Zeit hinweg* und die Vorstellung einer gewissen Kohärenz seiner Person“ (WAGNER 1998: 45 [Hervorhebung im Original]). Es werden darunter überdies individuelle Spezifika einer Person verstanden, wie beispielsweise Persönlichkeit, Biographie und genetische Anlagen (vgl. MÜLLER 2009: 11). Identität wird weder durch die Geburt verliehen noch bleibt sie unverändert bestehen, denn „Identität ist limitiert, vorläufig, fragil, und sie ist all dies unausweichlich“ (STRAUB 1998: 82). Hingegen bezieht sich die kollektive Identität auf die Zugehörigkeit zu Gruppen, wie z.B. Familie, Religion, Ethnie oder Nation (vgl. MÜLLER 2009: 10). JAN ASSMANN vertritt die These, dass kollektive Identität ein soziales Konstrukt ist, das nur durch sich selbst, also dessen Mitglieder, bestehen kann:

Unter einer kollektiven oder Wir-Identität verstehen wir das Bild, das eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren. Kollektive Identität ist eine Frage der Identifikation seitens der beteiligten Individuen. Es gibt sie nicht „an sich“, sondern immer nur in dem Maße, wie sich bestimmte Individuen zu ihr bekennen. Sie ist so stark oder so schwach, wie sie im Bewusstsein der

Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivieren vermag (ASSMANN 2007: 132).

Es handelt sich bei diesem Konzept von Identität um eine sehr instabile Gemeinschaft (vgl. ebd. 144), die sich jederzeit, auch ohne weitreichende Konsequenzen, auflösen kann (vgl. ebd. 133). Die Folgen eines Verlusts der Ich-Identität sind weitaus schlimmer, da sie durch die personale und kollektive Identität gebildet wird und die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie die Fähigkeit der Reflexion hervorbringt (vgl. MÜLLER 2009: 32–34).

Im wissenschaftlichen Identitätsdiskurs beschäftigen sich die klassischen Theorien, die Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden, mit individuellen Bedürfnissen, Wünschen und sozialen Erwartungen. Die postmodernen Ansätze zielen auf das Selbstverständnis des Individuums ab, das sich jedoch in einer Identitätskrise befindet – geschuldet der Unzahl an Möglichkeiten und der Individualisierung in der modernen Gesellschaft (vgl. ebd. 62).

Neben „klassischen“ Vertretern wie DECARTES, LEIBNIZ, HUME, ROUSSEAU, KANT oder FREUD, die sich intensiv mit dem Identitätsbegriff beschäftigten, setzte sich ERIK ERIKSON als erster Psychoanalytiker auf systemische Weise mit dem Phänomen der Identität auseinander.

Sein Konzept beruht auf den „acht Lebensphasen des Menschen“, die man vom ersten Lebensjahr bis zum Erwachsenenalter durchläuft, woraus sich eine persönliche Identität entwickelt (vgl. ERIKSON 1965: 241 ff.). Diese Entwicklung wird von zwei Ebenen geprägt, die sich wechselseitig bedingen.

Der Begriff „Identität“ drückt insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst (ebd. 1966: 124).

Die Ich-Identität ist folglich in ständiger Verbindung zur Umgebung und beschäftigt sich mit den äußeren Gegebenheiten; sie bewertet, nimmt auf, übernimmt

oder grenzt sich ab. Ein wesentliches Element stellt dabei die „soziale Organisation“ (ebd. 193) dar, ohne die sich die Identität weder entwickeln noch festigen kann. Besonders in Bezug auf die nationale Identität hat dieses Selbstkonzept erheblichen Einfluss. ERIKSON spricht von negativen Einflüssen auf das individuelle Identitätsgefühl, die beispielsweise auf die Bevölkerung Österreichs während/nach den beiden Weltkriegen große Auswirkungen hatten. Durch Identitätsverluste bzw. erhebliche Entwicklungsbrüche mussten „greifbare und glaubwürdige Versprechungen“ (ebd. 113) gemacht werden, um eine gemeinsame Zukunft zu ermöglichen, die die Grundlage für eine erneute Identitätskonstruktion sein kann.

Zwar ist für MEAD AUCH die soziale Gemeinschaft ein wesentlicher Teil der Identitätsbildung, wenngleich die Kommunikation dabei der wichtigste Faktor ist (vgl. MEAD 1968: 299 f.). Durch das Hineinversetzen in eine Person und die darauffolgende Reflexion erlangt man Selbsterkenntnis und „innere Erfahrungen [die zu] Haltungen [führen. Diese] Struktur von Haltungen“ (ebd. 205) bilden die individuelle Identität ab. Den Zusammenhang zwischen Gemeinschaft und Identität stellt MEAD wie folgt dar:

Die organisierte Gemeinschaft oder gesellschaftliche Gruppe, die dem Einzelnen seine einheitliche Identität gibt, kann „der (das) verallgemeinerte Andere“ genannt werden. Die Haltung des verallgemeinerten Anderen ist die der ganzen Gesellschaft (ebd. 196).

Demnach muss ein Individuum Teil einer Gesellschaft sein, um eine Identität herausbilden zu können. So dient das „verallgemeinerte Andere“ dazu, zwischenmenschliche Regeln zu verstehen und dadurch den Umgang miteinander sowie Werte und Normen in einer Familie, Gesellschaft und einem Staat zu begreifen und zu verinnerlichen (vgl. ebd. 197 f.).

Auch für OPPENRIEDER und THURMAIR (2003) bedingt Kommunikation die Entwicklung und Konstruktion einer Identität:

Gruppenidentitäten manifestieren sich wiederum im Verhalten der Gruppenmitglieder, deren individuelle Identität im Rahmen der Gruppe aufgebaut [wird]. [...] Gruppen zeichnen sich durch ein dichtes Netz von Beziehungen zwischen den einzelnen Mitgliedern aus. Zentral sind dabei die kommunikativen Beziehungen, die auf ganze bestimmte sprachliche Kompetenzen zurückgreifen (OPPENRIEDER/THURMAIR 2003: 41).

Für die Abgrenzung zu anderen ist also die sprachliche Selbstwahrnehmung essentiell. Durch das Postulat, dass vorrangig die Sprache für unsere Lebensrealität relevant ist, wird konstatiert, Sprache sei *das* wesentliche Element für die Identität einer Einzelperson oder einer Gemeinschaft. Doch gerade in Bezug auf die deutsche Sprache und eine österreichische Identität führt diese Behauptung zu komplexen Problemen, weswegen der Sprache weniger Relevanz zugesprochen wird (vgl. DE CILLIA 1998: 60; AMMON 1995: 202 f.). Die Gründe hierfür werden in Kapitel 4 (Das Konstrukt Österreich) genauer erläutert. An dieser Stelle sei nur so viel gesagt: Die Ansicht, Sprache sei Voraussetzung für Identität, ist empirisch schwer zu verifizieren. Sie ist allerdings als sprachwissenschaftliches Postulat zu verstehen, das als Grundlage verschiedener Argumentationen dient. Folgend sei als Beispiel CLYNE zitiert:

Es soll hier vielleicht wiederholt werden, dass Sprache mehrere Funktionen erfüllt, darunter eine instrumentale, als wichtigstes Medium menschlicher Verständigung, und eine symbolische, als Mittel zur Identifizierung. Das österreichische Deutsch symbolisiert, wie Standardvarietäten des Englischen, Arabischen, Tamilischen, Portugiesischen und vieler anderer Sprachen u.a. eine mehrfache Identität sowie Spannungen zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräften auf verschiedenen Ebenen. Durch den Gebrauch des österreichischen Deutsch identifizieren sich Sprachteilhaber mit anderen Mitgliedern der ganzen grenzübergreifenden deutschen Sprachgemeinschaft, identifizieren sich aber zugleich nicht nur als Österreicher, sondern auch als Bewohner einer gewissen Region des Landes, als Angehörige einer sozialen Klasse und als Frau oder Mann (CLYNE 1995: 8).

Für DE CILLIA wird weniger die Sprache als die Sprachenpolitik „zu einem zentralen Mittel der Konstruktion nationaler Identitäten“ (DE CILLIA 1998: 55). Auch für AMMON ist Sprache ein zweitrangiges Merkmal einer Nation, jedoch ein symbolischer Wert für das Bewusstsein als große Gemeinschaft. So schreibt er, dass sich in Österreich die Bemühungen, „die Eigenständigkeit der Nation auch sprachlich zum Ausdruck zu bringen und abzusichern, in hohem Maße auf die Pflege der nationalen Varianten bzw. die durch sie konstituierte nationale Varietät [konzentrieren]“ (AMMON 1995: 208).

2.3 Nationale Identität

Nationen entstehen, wenn Kollektive in der Lage sind, einen einheitlichen, für alle Mitglieder „gemeinsamen“ Ursprung zu entwerfen, der die Geschichte zu einer Funktion der Gegenwart macht (SARASIN 2001: 29).

Sowohl die Kultur als auch die Geschichte bedingen die Konstruktion einer nationalen Identität. So schreibt auch ASSMANN, dass sich in der Vergangenheit die Erklärung der Existenz einer Gruppe findet. Das menschliche Sein wiederum kann nur durch Gesellschaft und Kultur gegeben sein (vgl. ASSMANN 2007: 132 f.).

Jede Kultur bildet etwas aus, das man ihre *konnektive Struktur* nennen könnte. Sie wirkt verknüpfend und verbindend, und zwar in zwei Dimensionen: der Sozialdimension und der Zeitdimension. Sie bindet die Menschen an den Mitmenschen dadurch, dass sie als „symbolische Sinnwelt“ einen gemeinsamen Erfahrungs-, Erwartungs- und Handlungsraum bildet, der durch seine bindende und verbindliche Kraft Vertrauen und Orientierung stiftet (ebd. 16 [Hervorhebungen im Original]).

Kultur ist demnach das identitätsstiftende Konstrukt eines Kollektivs, das einen Gemeinsinn bildet. Dieser Gemeinsinn verdeutlicht dem Individuum der Gemeinschaft die Wichtigkeit des Ganzen und macht begreiflich, dass persönliche Ziele und Wünsche dem Kollektiv unterzuordnen sind (vgl. ebd. 140).

Das Wir-Gefühl wird durch unterschiedliche Elemente geschaffen und variiert in seiner Stärke und Ausprägung sowie in der persönlichen Wichtigkeit für das Individuum.

Sie reichen z.B. von nationalen Besonderheiten staatlich-institutioneller Art, über wirtschaftliche, technische oder sportliche Leistungen, bis hin zu einer gemeinsamen Abstammung, Geschichte oder Sprache (GÖTZ 2001: 309).

Ein weiteres Kriterium für die Bildung einer nationalen Identität stellt die Verschiedenartigkeit der Gemeinschaftsmitglieder da. JUREIT schreibt dazu in ihrem Artikel über die „*Erfindung politischer Gemeinschaften*“, dass sich die Schöpfer einer Nation gegen Widerstände durchsetzen müssen, „insbesondere gegen die individuellen, aber auch kollektiven Erfahrungen von sozialer, ökonomischer und politischer Ungleichheit“ (JUREIT 2001: 12). Diese Anschauung baut auf einem gemeinsamen Willensakt auf, der einer Nationswerdung vorausgeht. Die Nation ist „mehr eine Idee denn eine empirisch beobachtbare, fundierte soziale Einheit, die man nach Merkmalen wie Sprache oder Sitte definieren könnte“ (WEISS 2004: 12 f.).

Daraus ergeben sich, nach WEISS, zwei Pole von nationaler Identität. Auf der einen Seite steht die Nation selbst auf der höchsten Stufe der Wertehierarchie. Das bedeutet, dass nationale Ziele über demokratischen und universalistischen Rechten und Werten stehen. Darunter fällt die ethnische Bindung, folglich Identifizierung über Kultur und Sprache. Auf der anderen Seite steht eine Gemeinschaft, die sich vorrangig durch demokratische Institutionen vereint fühlt. Da die Zugehörigkeit zur Nation an den Glauben an diese gemeinsamen Einrichtungen geknüpft ist, werden kulturelle Unterschiede ohne Widerstand akzeptiert (vgl. ebd. 21).

Genauso, wie für *Nation* und *Identität* keine eindeutige Abgrenzung oder Definition gefunden werden kann, ist dies auch bei *nationaler Identität* nicht möglich. Egal, ob nationale Identität durch den bewussten Akt eines Individuums erwor-

ben wird, wie ASSMANN postuliert, oder ob es durch ERIKSONs soziale Organisationen geschieht; man kann nationale Identität als „das subjektive Gefühl oder Bewusstsein [begreifen], einer Nation anzugehören“ (GÖTZ 2001: 309).

Eines lässt sich jedoch mit Sicherheit sagen, nämlich, dass es sowohl den Staat als auch die Medien braucht, um Identität zu vermitteln. Der Staat tut dies auf der einen Seite über das Bildungswesen, wie beispielsweise den Geschichtsunterricht in Schulen, bzw. auf der anderen Seite in Form von existenzsichernden Maßnahmen, Ansprachen und vieles mehr. KLAEGER/MÜLLER (2004) gehen überdies davon aus, dass die Konstruktion einer kollektiven Identität ohne Medien gar nicht möglich ist:

Betrachtet man Faktoren und Merkmale kollektiver Identitätsbildung, wie die Konstruktion von Fremd- und Selbstbildern, Inklusions- und Exklusionsmechanismen, Gedächtnis und Erinnerung, Tradition und Ritus, Mythos und Symbol, so tritt die Bedeutung der Medien für die Entstehung und Kontinuität kollektiver Identitäten deutlich hervor. Speicherung, Wieder- und Weitergabe erfolgt immer in medialer Form [...] und ist auf Dechiffrierung, auf Wiedererkennung innerhalb des Kollektivs angelegt. Kurz: Ohne Medien keine kollektive Identität (KLAEGER/MÜLLER 2004: 7).

3 Massenmedien

Im Folgenden werden Massenmedien hinsichtlich ihrer Funktionen und Aufgaben näher untersucht. Damit verbunden soll auch auf die Wirkung auf den Menschen als Konsument von Medien und auf den Zusammenhang zwischen Massenmedien und Sprache eingegangen werden. Es werden die wichtigsten Wirkungstheorien des 20. Jahrhundert vorgestellt, die den Einfluss der Medien auf das Verhalten des Rezipienten aufzeigen und verdeutlichen sollen.

Unter dem Begriff *Massenmedium* subsumiert LUHMANN (1996) alle gesellschaftlichen Institutionen, die sich zur Kommunikationsverbreitung technischer Mittel der Vervielfältigung bedienen. Sie schaffen eine Vielzahl von Produkten für einen unbestimmbaren Umfang an Adressaten und ermöglichen dadurch im klassischen Sinn keine Interaktion zwischen Sender und Empfänger.² Daraus ergeben sich zwei, sich beeinflussende Faktoren, nämlich die Sendebereitschaft und das Einschaltinteresse. Die Einrichtung, die die Kommunikation des Massenmediums produziert, ist auf Vermutungen über Zumutbarkeit und Akzeptanz der Rezipienten angewiesen und beschränkt. Dies führt auf der einen Seite zu Standardisierung, auf der anderen Seite aber auch zu Differenzierung der publizierten Programme, folglich „jedenfalls zu einer nicht individuengerechten Vereinheitlichung“ (LUHMANN 1996: 12). Für die einzelne Teilnehmerin oder den einzelnen Teilnehmer bedeutet es, dass sie/er sich aus dem Angebot das herausnehmen kann, was für sie oder ihn passend erscheint und seiner Umgebung entspricht. Zu Massenmedien zählen Flugblatt, Presse, Buch, Hörfunk, Film, Fernsehen, Bildplatte und „all jene Medien, über die durch Techniken der Verbreitung und Vervielfältigung mittels Schrift, Bild und Ton optisch bzw. akustisch Aussagen an eine unbestimmte Vielzahl von Menschen vermittelt werden“ (BURKART 1998: 168).

² Man beachte jedoch entsprechende Transformationen im Zusammenhang mit dem Internet.

Den Begriff Massenkommunikation beschreibt MALETZKE (1963) als „jene Form der Kommunikation, bei denen Aussagen öffentlich, durch technische Verbreitungsmittel indirekt und einseitig an ein disperses Publikum vermittelt werden“ (MALETZKE 1963: 32). So schreibt der Politikwissenschaftler RHOMBERG (2009):

Öffentlich bedeutet in diesem Zusammenhang, dass diese Kommunikation allein und potentiell für jeden zugänglich ist. [...] Die Spezifikation **indirekt** meint das für die technische Verbreitung zwischengeschaltete Medium, etwa Presse, Radio oder Tonträger. Die Einseitigkeit der Kommunikation verweist darauf, dass Massenkommunikation per se keine Interaktion ist, sondern dass ein Feedback durch die Rezipienten/Empfänger nicht nötig ist und die Rollen im Massenkommunikationsprozess starr sind. (RHOMBERG 2009: 19 [Hervorhebungen im Original])

FELDMANN (1972: 97) empfindet die Massenkommunikation als „diffus“. Er verdeutlicht, dass eine Sendung von Mitgliedern aller Alters-, Berufs- und Bildungsschichten visuell und auditiv zum selben Zeitpunkt rezipiert wird, weshalb er die Massenkommunikation als

die Vermittlung informativer, regulierender und stimulierender Kundgaben an eine beliebige anonyme Menge von Menschen [definiert], die untereinander ohne seelische Beziehung oder soziale Bindung leben und auch zum Kommunikator kein direktes Verhältnis haben“ (FELDMANN 1972: 97).

3.1 Funktionen und Aufgaben

Was nun die Funktion eines Massenmediums darstellt, so ist die basale Aufgabe die Realitätskonstruktion einer Gesellschaft. Sich als solche wahrzunehmen bedarf einer Kommunikation, die Neues aufgreift und Ausgewähltes dem Vergessen überlässt. Es ist eine laufende „Reaktualisierung der Selbstbeschreibung der Gesellschaft“ (LUHMANN 1996: 183) und ihres kognitiven Weltverständnisses. Außerdem zielt die Funktion eines Massenmediums nicht auf Produktion, sondern

Repräsentation von Öffentlichkeit ab. Unter *Öffentlichkeit* wird einerseits die Zugänglichkeit für alle verstanden. Druckerzeugnisse und Sendungen der Massenmedien sind für jedermann zugänglich, da keine Kontrolle darüber besteht, wer sie rezipiert. Andererseits stellt *Öffentlichkeit* ein allgemeines gesellschaftliches Reflexionsmedium dar, das sowohl die Unüberschreitbarkeit von Grenzen registriert als auch gesellschaftsinterne Systeme sichtbar macht (vgl. LUHMANN 1996: 183–188). RHOMBERG spricht hier von der Informationsfunktion von Massenmedien. Aufbauend auf der LUHMANN'schen Systemtheorie sieht er die Information als zentralen Code des massenmedialen Systems. Informationen müssen sich fortwährend aktualisieren und Neues vermitteln, da sie anders nicht als Information zu begreifen sind. Die Unmöglichkeit der Wiederholung führt zu einem ständigen Zwang Neues zu produzieren. Die Gesellschaft spiegelt dieses Phänomen durch ein unaufhörliches Verlangen nach mehr Information wider. Die Aufnahme und Verarbeitung des Neuen geschieht durch Primärerfahrungen, direkten Kontakt mit der Umgebung, oder Sekundärerfahrungen, ohne direkten Kontakt (vgl. RHOMBERG 2009: 23). Die Realitätsvermittlung von massenmedialer Information geschieht indirekt, also aus sekundärer Perspektive.

Eine weitere Funktion stellt die Sozialisierung bzw. soziale Orientierung dar. Medien bieten Denk- und Verhaltensmuster, Status- und Rollenbilder sowie Imagevorstellungen an, die über die gewohnte Reichweite von Familie, Schule oder Kirche hinausgehen. Das Wesentliche dabei ist, dass „einer sehr großen Zahl junger Menschen die gleichen Muster vermittelt werden“ (MALETZKE zit. nach ebd. 2009: 24). Massenmedien helfen dem einzelnen, sich in die Gesellschaft und ins Staatsgefüge einzugliedern bzw. sich darin zurechtzufinden. Diese Integration in die Gesellschaftsordnung ist in Deutschland sogar verpflichtend. So liest man in der 2. Rundfunkentscheidung des Bundesverfassungsgerichts 1971:

Die Tätigkeit der Rundfunkanstalten vollzieht sich im öffentlich-rechtlichen Bereich. Die Rundfunkanstalten stehen in öffentlicher Verantwortung, nehmen Aufgaben der öffentlichen Verwaltung wahr und erfüllen eine integrierende Funktion für das Staatsganze. (BVerfGE 31, 314)

Die dritte Funktion ist die politische, wobei VOLTMER (2000) zwei Modelle unterscheidet. Das kommunistische Modell baut auf der Medientheorie Lenins auf und versteht Massenmedien als wesentlichen Träger der kommunistischen Partei bzw. allgemein als Eigentum von Partei, staatlichen Organen oder Massenorganisationen. Die Abhängigkeit der Medien von Staat und/oder Partei führt zu völliger Informationskontrolle. Der Journalismus verfolgt nicht die Sendung tagesaktueller Fakten oder Ereignisse, sondern ist um die passende Interpretation der Wirklichkeit bemüht. Das demokratische Modell ist im besten Fall hingegen von Freiheit und Vielfalt gekennzeichnet. Viele eigenständige Medien konkurrieren miteinander und stehen für unterschiedliche Meinungen. Um ein Meinungsmonopol zu verhindern, sollte Objektivität an erster Stelle stehen. Die Journalistin oder der Journalist strebt deshalb idealiter nach Vermittlung von faktenbezogenen Nachrichten und entfernt sich von persönlichen Werturteilen (vgl. ebd. 126 f.).

Für RONNEBERGER wird die politische Funktion des Massenmediums benötigt, „damit die politische Ordnung der Parteien und Verbandsdemokraten den Anforderungen gewachsen bleibt, die von den verschiedenen Seiten gestellt werden“ (RONNEBERGER zit. nach RHOMBERG 2009: 25). Die zentrale Aufgabe ist es, einen pluralen Medienmarkt zu errichten und aufrechtzuerhalten, damit die individuelle Meinungsbildung gewahrt bleibt. Die bereits zuvor angesprochene Integration in eine demokratische Gesellschaft wird durch die politische Komponente insofern fortgeführt, als dass diese als Vermittler zwischen Primär- und Sekundärerfahrungen fungiert. Um die eigene gesellschaftliche Position wahrzunehmen, muss man dem öffentlichen Geschehen folgen können und politische, wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge verstehen. Daher transformiert das Massenmedium die Primärerfahrung einzelner zu Sekundärerfahrungen vieler (vgl. ebd. 26).

3.2 Wirkung Medium ↔ Mensch

Abgesehen von der Funktion eines Massenmediums ist auch dessen Wirkung ein nicht zu vernachlässigender Faktor. Geleitet wurde ihr Einsatz lange durch die Vorstellung von der *Allmacht der Medien*. Die Stimulus-Response-Theorien besagen, dass Stimuli

über die Massenmedien jedes Individuum der Gesellschaft auf die gleiche Weise [erreichen], sie werden von jedem Gesellschaftsmitglied in der gleichen Art wahrgenommen und erzielen bei allen Individuen die gleichen Reaktionen. (ebd. 32)

Trotz großer Kritik und vieler Diskussionen an dieser Zuschreibung hinsichtlich der Massenmedien, vor allem durch die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs³, war dieses Modell lange explizit „und bis heute [bis zur Jahrtausendwende, Anm. KB] implizit das beherrschende Wirkungsmodell“ (MERTEN 1999: 335). Dennoch trat in den 1940er Jahren das Modell der *minimal effects* auf die Bildfläche. Im Rahmen der US-amerikanischen Präsidentschaftswahlen wurde das Wahlverhalten in Bezug auf die rezipierten Medien untersucht und festgestellt, dass Menschen zwar aktiv in die massenmediale Kommunikation einsteigen, die Nachrichten jedoch selektiv ausgewählt werden und die Wirkung eher vom Publikum selbst als von der Botschaft an sich abhängt. Demzufolge wird ein Massenmedium kaum eine Einstellungsänderung hervorrufen, sondern lediglich bestehende Ansichten und Vorstellungen bestärken (vgl. KLAPPER 1960: 53). Auch die These des *Uses and Gratifications-Approach* geht davon aus, dass der aktive Medienrezipient sich einen bestimmten Nutzen erwartet. Die Nachrichteninformation wird als Wirklichkeitsangebot verstanden, das dem subjektiven Bedürfnis individuell angepasst werden kann (vgl. BURKART zit. nach RHOMBERG 2009: 35).

³ Vor dem Hintergrund der Propaganda im Zweiten Weltkrieg wurde als Massenmedium stark dahingehend kritisiert, als dass sie Instrumente der Manipulation sind und dass sie zur Kontrolle ganzer Gesellschaften durch eine herrschende Elite beitragen. Autoren wie MARCUSE, HORKHEIMER, ADORNO und HABERMAS sprechen Massenmedien eine „Beherrschung der Massengesellschaft“ zu (ebd. 33).

In den 1970er Jahren findet ein erneuter Paradigmenwechsel durch den immer größer werdenden Ausbau an Medienangeboten und Sendereichweite statt. Einerseits wird die Annahme einer schwachen Medienwirkung zurückgewiesen, auf der anderen Seite das selektive Verhalten des Publikums hervorgehoben. Eine steigende Anzahl von Fernseh- und Radioprogrammen, der bevorstehende Einzug vieler privater Kanäle und eine erhöhte Auflage von Zeitschriften ermöglichen es demzufolge dem Rezipienten bereits im Vorfeld, den gewünschten Informationsgehalt zu bestimmen und zu begrenzen. Das *Agenda-Setting-Modell* beschreibt den direkten Zusammenhang zwischen der Themenstruktur der Berichterstattung und der Themenwahrnehmung des Publikums.

Die Wirkungen der Berichterstattung liegen zunächst nicht in der Veränderung von Meinungen und Einstellungen der Rezipienten, sondern im Potential der Medien durch Häufigkeit und Umfang der Berichterstattung die Wichtigkeit von Themen zu bestimmen (ebd. 37).

Die Kernidee ist also, bestimmte Themen durch bewusste Positionierung und Streuung wichtiger erscheinen zu lassen als andere. Abhängig ist die Informationsausgabe von den jeweiligen Teilbereichen Medien, Öffentlichkeit und Politik.

Konzepte wie *Priming* und *Framing* sind in diesem Zusammenhang unumgänglich, da sie die Urteilsbildung des Mediennutzer indirekt beeinflussen. *Priming* referenziert nicht auf das tatsächliche Urteil über eine Sache oder Person, sondern lenkt die Bewertung bestimmter Sachverhalte durch Thematisierung. Beispielsweise können Medien nicht die Einstellung gegenüber einem Politiker beeinflussen, gewisse Eigenschaften aber sehr wohl durch Nennung bestimmter Aspekte in den Vordergrund stellen, während andere Dinge bewusst in den Hintergrund gerückt werden (vgl. ebd. 40). Beim *Framing* stellen Journalistinnen und Journalisten Ereignisse in einen bestimmten Deutungs- bzw. Interpretationsrahmen, der anschließend auch die Informationsaufnahme des Rezipienten steuert.

To frame is to select some aspects of a perceived reality and make them more salient in a communicating text, in such a way as to promote a particular problem

definition, causal interpretation, moral evaluation and/or treatment recommendation for the item described (ENTMAN 1993: 52).

Diese Informationen werden durch Medien übertragen und gespeichert. Zu diesem Zweck bedienen sie sich der Sprache, die jedem Gesagten eine gewisse Bedeutung zuschreibt. In diesem Zusammenhang werden zwei mediensprachliche Typen unterschieden, die auf die Beziehung zwischen Medium und Rezipient abzielen, nämlich das *audience design* und *referee design*.

Das Konzept *audience design* des Linguisten ALLAN BELL (1997) referenziert auf das Publikum, das ein Mediensprecher anspricht. „Style shift occurs primarily in response of the speaker’s audience than to amount of attention or other factors“ (ebd. 242). BELL postuliert, dass ein Sprecher seinen sprachlichen Habitus an den Stil des Mediums anpasst, der von der Zielgruppe abhängig ist. Er ordnet seinen persönlichen Stil zu Gunsten der Außenwirkung unter. So bedienen sich die Sprecher einer *Public Service Radiostation* einer formelleren Aussprache als jene der Lokalstationen, bei denen viel Umgangssprachliches in die Nachrichtensendung einfließt. Die gewählte Sprachform hängt hierbei von einer räumlichen sowie sozialen Dimension ab, die einerseits die Reichweite des Mediums und andererseits Alter, Geschlecht, Bildungshintergrund, Einkommen etc. betrifft (vgl. BUSCH 2004: 47).

Das *referee design* hingegen distanziert sich bewusst von der Anpassung an bestimmte Erwartungen und verwendet eine Sprache, die nicht in der allgemeinen Lebenswelt vorkommt. Durch das gewollte Sichtbarmachen von einer anderen Sprache oder einem Dialekt wird auf eine andere soziale Gruppe oder andere Kultur hingewiesen. Dieser Aspekt der bewussten Verwendung von Sprache kommt oft in Werbung oder Liedertexten zum Einsatz (vgl. ebd. 56).

Doch nicht nur auf der sprachproduzierenden, sondern auch auf der rezipierenden Seite gibt es eine Zweiteilung. Der Begriff *audience-as-public* ist dem öffentlich-rechtlichen Mediensektor zuzuordnen und umfasst die Bürger eines Staates. Medien werden als Übermittler von Nachrichten und Botschaften empfunden, die

den Dienst am Rezipienten erfüllen sollen. Davon zu unterscheiden ist *audience-as-market*, der mit privaten kommerziellen Medien assoziiert wird. Es gilt Rezipienten als Konsumenten zu gewinnen und zwar im doppelten Sinne – „sowohl als Konsumenten des Medienprodukts als auch als potentielle Konsumenten von in diesen Programmen beworbenen Produkten“ (ebd. 48).

Ganz gleich, welche Ziele durch Medien verfolgt werden, schlussendlich geht es nur darum, den Rezipienten für sich, sein Programm oder für seinen Sender zu gewinnen. Gerade beim Radio herrschen durch das Nicht-sehen-Können erschwerte Bedingungen, weshalb Sprache hier einen hohen Stellenwert hat. Wie mit Sprache im öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Österreich umgegangen wird und welche Richtlinien und sprachliche Regelungen es gibt, wird nach einem historischen Exkurs über die Nationswerdung Österreichs und sein sprachliches Bewusstsein sowie einem mediengeschichtlichen Abriss über den ORF dargestellt.

4 Das Konstrukt *Österreich*

Sprache und Identität sind zwei sich bedingende und nicht zu trennende Sphären. So wird auch im LEXIKON DER SPRACHWISSENSCHAFT auf die soziale Komponente der Sprache hingewiesen:

Sprache: Auf kognitiven Prozessen basierende, gesellschaftlich bedingte, historischen Entwicklung unterworfenen Mittel zum Ausdruck bzw. Austausch von Gedanken, Vorstellungen, Erkenntnissen und Informationen sowie zur Fixierung und Tradierung von Erfahrung und Wissen (BUBMANN 2008: 643).

Im WÖRTERBUCH DER SOZIOLOGIE bezieht sich die Begriffsdefinition *Identität* auch auf „verbale Bezeichnungen“ (HILLMANN 2007: 355), was den Zusammenhang zwischen Sprache und Identität erhärtet. Welche Zusammenhänge dabei konkret bestehen, wie die beiden Phänomene die Bildung einer Nation beeinflussen und welche Rolle die Sprache bei der Konstruktion der österreichischen Identität einnimmt, wird im Folgenden besprochen.

4.1 Sprachliches Nationalbewusstsein

Erst mit dem Blick auf kollektive Identitäten in den 1960er Jahren brachte man Sprache und Identität in direkten Zusammenhang. Davor, wie beispielsweise bei der Identitätstheorie von MEAD (vgl. BUDDE u. a. 2012: 27 ff.), stand die interpersonale Interaktion im Vordergrund, bei der die Sprache lediglich als Kommunikationsmittel betrachtet wurde, ohne die eine Identität nicht konstruiert werden konnte. Dass Sprache aber das essentielle Kriterium einer Identitätsentwicklung ist, findet man in MEADS Überlegungen noch nicht. Durch die Berücksichtigung der Plurilingualität findet der Begriff *Varietät* Einzug in die Soziologie der Sprache. Für FISHMAN (vgl. 1975: 25) ist dieser objektive Begriff ein Zeichen dafür, dass die verschiedenen Sprechweisen innerhalb einer Sprache immer wichtiger werden und dass diese in direktem Zusammenhang mit der jeweiligen Sozialisation stehen.

Die Unterscheidung von individueller und kollektiver Identität in Bezug auf Sprache wurde mit den Jahren weiterentwickelt und differenzierter betrachtet. Sprache wird als soziales Phänomen verstanden, dass man als Individuum mit einer Gruppe teilt – sei es die Standardsprache einer Nation oder der Dialekt einer bestimmten Region. Die Zugehörigkeit zu nur einer Gruppe, also der Besitz von lediglich einer Identität, ist insofern unmöglich, als dass die gebrauchte Sprachform situations- und rollenbedingt veränderbar ist und dadurch auch die persönliche Identität dynamisch ist bzw. in einem stetigen Wandel befindet. Dieses Konzept der Pluralität, das Identität als heterogen und wandelbar versteht, hat sich in den 1980er Jahren durch Internationalisierung und Globalisierung stark etabliert und referenziert ebenso auf das Thema der Identität von mehrsprachigen Sprechern (vgl. DE FLORIO-HANSEN / HU 2003: VIII).

Bezogen auf die Konstruktion einer nationalen österreichischen Identität waren zwei Nationskonzepte präsent. Der damalige Bundespräsident THOMAS KLESTIL erklärte im Mai 1996 Österreich zu einer *Willensnation*, d.h. er sah eines der beiden Konzepte als entscheidend an.

Das heißt, dass nicht eine gemeinsame Sprache, Kultur, Abstammung unser Österreich-Sein bestimmt, sondern allein der Wille zu dieser Gemeinsamkeit. Und ich finde das [ist] ein großartiges Fundament, denn es grenzt sich von selbst von niemandem ab und grenzt niemanden aus (KLESTIL in DE CILLIA / WODAK 2006: 72)

Durch diese Rede wollte KLESTIL die Gemeinschaft der österreichischen Bevölkerung stärken und Zusammenhalt vermitteln (vgl. DE CILLIA u. a. 1998: 20). Im öffentlichen Diskurs Österreichs – zu diesem zählen Politikerinnen und Politiker, Journalistinnen und Journalisten, Institutionen etc. – der 1990er Jahre wurde Sprache selten als Mittel nationaler Identitätskonstruktion reflektiert (ebd. 2006: 77). Der *Willensnation* steht die *Kulturnation* gegenüber, die sich über die Ethnie und Sprache definiert (vgl. DE CILLIA u. a. 1998: 20). Sich als Kulturnation zu verstehen, bedeutet Ausgrenzung in Kauf zu nehmen, was DE CILLIA / WODAK (2006) ablehnen. Dennoch definieren sich Österreicherinnen und Österreicher

zumindest im halböffentlichen Raum – erhoben durch Gruppendiskussionen und Interviews – verstärkt durch „ihre Sprache“ (vgl. DE CILLIA / WODAK 2006: 77). Die daraus resultierende sprachliche Ausgrenzung trifft vor allem Sprecher von Migranten- und Minderheitsprachen. Dadurch, dass ihre Sprache von der kollektiv gesprochenen abweicht, werden sie als Minderheiten und somit als ungleichwertig wahrgenommen (vgl. HALLER 1996: 44). Doch auch innerhalb der *gewöhnlichen* Varietätenvielfalt der deutschen Sprache in Österreich führt Abweichung zu Ausgrenzung.

So geben die Befragten bei einer Gruppendiskussion von DE CILLIA / WODAK (2006) zum Thema *Österreichische Identität* an, dass die *österreichische Sprache* ein wesentliches Kriterium darstellt, um sich als Österreicherinnen und Österreicher zu fühlen (vgl. ebd. 75–77). Bei der Frage danach, welches Deutsch die Teilnehmer mit *österreichisch* klassifizierten, ergab sich folgendes Problem:

Bei näherem Hinsehen stellt sich heraus, dass die meisten DiskussionsteilnehmerInnen unter dieser Sprache, die für sie so wichtig ist, nicht ein österreichisches Hochdeutsch, sondern eher dialektale und umgangssprachliche Sprachformen verstehen und dass das Bewusstsein von einem eigenen österreichischen Standard, einer nationalen Varietät, nur sehr gering ausgeprägt ist. Die unterschiedlichen Sprachvarietäten geraten chaotisch durcheinander (ebd. 76)

Aus diesem Zitat geht hervor, dass Formen der in Österreich gebräuchlichen deutschen Sprache, die aus linguistischer Sicht dialektal oder umgangssprachlich sind, als *österreichisch* empfunden werden. Folglich werden ebendiese Sprachformen als identitätsstiftend für die österreichische Nation angesehen.

In der gegenwärtigen österreichischen Bundesverfassung ist festgeschrieben, dass *Deutsch* die Staatsprache der Republik Österreich ist (BGBl. 1/1930 Art.8). Der Begriff eines *Österreichischen Deutsch* ist als solcher rechtlich nicht verankert. Im Anschluss an KLOSS (1978: 67) etablierte sich das Konzept der „plurizentrischen Sprachen“, zu denen auch das Deutsche zählt, in der Sprachwissenschaft, wobei „nationalstaatliche“ oder „staatsnationale“ Faktoren erst bei der

Neuinterpretation des Plurizentrik-Konzept durch die Sprachwissenschaftler CLYNE und AMMON eine wesentliche Rolle spielen. Diese *plurinationale* Interpretation sprachlicher *Plurizentrität* verbindet die Postulate „plurizentrische Sprache“ und „nationale Varietät“. Das bedeutet, dass Deutsch als plurizentrische Sprache mehrere nationale Standardvarietäten und jeweils eine nationale Varietät pro Zentrum hat (vgl. CLYNE 1984: 1). Vor allem durch AMMON (1995) erfuhr sowohl das bundesdeutsche als auch das österreichische und schweizerische (Standard-)Deutsch eine Aufwertung zu einer nationalen Standardvarietät und wurde linguistisch sowie sozial anerkannt.⁴ Zwar wurden in diesem Zusammenhang Vorwürfe der Sprachspaltung und Sprachkonkurrenz laut, das Verlangen jedoch, Sprache als (nationales) Identifikationsmittel zu verwenden und die eigenen Sprachverhältnisse zu berücksichtigen war wichtiger (vgl. MUHR 2003 a: 198). So wurde beispielsweise 1994 das Österreichische Sprachdiplom Deutsch (ÖSD) als staatlich anerkanntes Prüfungssystem für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache geschaffen. Unterstützt durch die damaligen österreichischen Bundesministerien für auswärtige Angelegenheiten, für Kunst und Kultur und für Wissenschaft und Forschung sollte dieses Sprachdiplom zur Hebung des Status des *österreichischen Deutsch* beitragen (vgl. www.osd.at, 17.09.2019). Doch nicht nur das, es sollte auch Vertrauen und Sicherheit hinsichtlich der Standardvarietät der deutschen Sprache vermitteln. Es bestand, und besteht wahrscheinlich heute noch, die starke Tendenz, eigene Ausdrücke („Austriazismen“) im Zweifelsfall gegen die bundesdeutsche Variante auszutauschen und sich im

⁴ GLAUNINGER hinterfragt die „plurinationale“ Interpretation der „Plurizentrik“ in Bezug auf den Sonderstatus des Deutschen innerhalb der plurizentrischen Sprachen und die Unangemessenheit der „staatsnationalen“ bzw. „nationalstaatlichen“ Ausrichtung des plurizentrischen Sprachmodells. So schreibt er: „Diesem Konzept und somit den darauf gründenden Postulaten fehlen im deutschen Sprachraum, den Sonderfall Schweiz ausgenommen, die historischen Voraussetzungen. Entscheidend für diese Konzeption ist ja v.a. ein im kollektiven Bewusstsein der Bevölkerung (historisch) stabil verankertes voluntativ-konstitutionelles Verständnis von ‚Nation‘. Dies aber existiert innerhalb des deutschen Sprachraums wohl lediglich in der Schweiz – hinsichtlich der BRD bzw. Österreich kann jedenfalls keine Rede davon sein. Diese beiden Staatsgebilde fußen ja nicht auf erfolgreichen (bürgerlichen) Verfassungsbewegungen, sondern stellen in ihrer heutigen Form Produkte einer konstitutionell nachgerade atypischen, bis in die jüngere Vergangenheit nur im Einvernehmen mit den Siegermächten der beiden Weltkriege möglichen Genese dar (GLAUNINGER 2013: 128).“

Glauben zu wiegen, den „tatsächlich“ standardsprachlichen Ausdruck gewählt zu haben (vgl. MUHR 1995: 83).

So debattierte man im Zuge der Verhandlungen hinsichtlich des Beitritts Österreichs zur Europäischen Union stark über eine „österreichische“ Kommunikation mit der EU, denn diese müsse die nationale Vielfalt ihrer Mitgliedsstaaten wahren (vgl. EG-Vertrag Art. 151 (ex-Art. 128)) – folglich auch das *österreichische Deutsch* anerkennen. Jedoch verabsäumte es Österreich, sein nationales Wörterbuch (das ÖSTERREICHISCHE WÖRTERBUCH) als entsprechende Grundlage verankern zu lassen bzw. eine Generalklausel zu fordern, die den Schutz aller Merkmale des *Österreichischen Deutsch* garantierte. Stattdessen beschränkte man sich auf eine Austriazismenliste von 23 Wörtern⁵, die aus dem Bereich der Lebensmittelterminologie stammte und stellvertretend die österreichische Identität symbolisieren sollte. Begriffe wie *Marille* oder *Melanzani* waren bereits in der Monarchie gebräuchlich und so sollte es auch in der EU sein. Man wollte seine sprachliche Identität weiterhin vor einem „Einheitsdeutschen“ schützen, verlor aber aus den Augen, dass man durch diese sprachliche Beschränkung auf das Protokoll Nr. 10 die Tore zu einer verstärkten Übernahme bundesdeutsche Termini in Verwaltung und Gesetzgebung öffnete (vgl. MARKHARDT 2006 a: 13 f.). Nichtsdestotrotz bestärkte die Aufnahme dieser Wörterliste in das EU-Recht die österreichische Identität. Bis heute ist das Protokoll Nr. 10 das einzige Rechtsdokument, indem eine österreichische Varietät der deutschen Sprache entsprechend belegt ist und die nationale Identität Österreichs mit Sprache verbunden ist (vgl. ebd. 19). Durch den internationalen Kontakt wurde das Interesse am *österreichischen Deutsch* geweckt, wodurch die einschlägige Forschung, Dokumentation und Kodifikation nach 1995 intensiviert wurden. So entstanden ab der Jahrtausendwende das *Aussprachewörterbuch des Österreichischen Deutsch* (AWBÖD) (MUHR 2007) und die *Österreichische Aussprachedatenbank* (ADABA) (<http://www.adaba.at>, 23.3.2020), unterstützt durch den ORF und die Musikuni-

⁵ Vergleiche hierzu das „Protokoll Nr. 10“ über die Verwendung spezifisch österreichischer Ausdrücke der deutschen Sprache im Rahmen der Europäischen Union (BGBl. 45/1995).

versität Graz. Weiters das *Wörterbuch der österreichischen Rechts-, Wirtschafts- und Verwaltungsterminologie* (MARKHARDT 2006) sowie das *Wörterbuch der politischen Sprache in Österreich* (PANAGL/ GERLICH 2007), das Ausrücke des österreichischen politischen Systems und ihre spezifische Bedeutung für Österreich darstellt⁶. Trotz der zunehmenden Anzahl an Untersuchungen und Sprachkorpora zum *österreichischen Deutsch* scheint das gesamtgesellschaftliche Interesse an dieser sprachlichen Varietät seit den 2000ern gesunken zu sein. So spielte bei den Verhandlungen zu einer eventuellen Novellierung der österreichischen Bundesverfassung 2004 die Idee der Bezeichnung der Staatssprache als *österreichisches Deutsch* statt bisher *Deutsch*, keine Rolle (vgl. MUHR 2006 b: 291). Es ist anzunehmen, dass dieses geringe Interesse auf den inzwischen gelungenen österreichischen Nation-Building-Prozess zurückzuführen ist.

Gerade in den letzten Jahren wird oft eine verstärkte Präsenz bundesdeutscher Ausdrücke in Österreich unter Jugendlichen moniert, die durch den starken Kontakt zu Deutschland im europäischen Binnenmarkt und besonders durch die neuen Medien des 21. Jahrhunderts erklärt wird. Ein überwiegender Teil an Print-, Audio- und audiovisuellen Medien wird in Deutschland produziert, ebenso die synchronisierten Filme. Doch auch der österreichische Buch- und Zeitschriftenmarkt wird zu fast 80 % aus Deutschland beliefert, was als eine starke Bedrängung des *österreichischen Deutsch* dargestellt wird (vgl. WIESINGER 2008: 141). So ist in der Broschüre des Bundesministeriums für Bildung und Frauen (BMBF) für Deutschlehrer aller Schularten zu lesen:

Bestimmt fällt Ihnen auf, wie sehr sich die deutsche Sprache in Österreich in den letzten Jahren gewandelt hat. Dieser Eindruck erhärtet sich, wenn man Kindern und Jugendlichen zuhört oder ihre schriftlichen Arbeiten liest. Was in Filmen, Fernsehsendungen oder im Internet zu hören ist, wird oft in unserem Nachbarland Deutschland produziert bzw. synchronisiert. Eine Folge ist, dass spezifisch österreichische Eigenheiten und Ausdrucksweisen unserer Sprache langsam aber sicher in den Hintergrund geraten (BMBF 2014: 2).

⁶ Vergleiche hierzu die Passage über den Neutralitätsbegriff in Kapitel 2. Die Informationsquelle stellte dieses Wörterbuch dar.

Diesem „bundesdeutschen Trend“ soll durch gezielte Förderung des *österreichischen Deutsch* entgegengewirkt werden. So stellt das BMBF entsprechende Unterrichtsmaterialien zur Verfügung, die auch die Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes im Sprach(en)unterricht beinhalten (vgl. ebd. 3). Fest steht aber, dass das bundesdeutsche Deutsch in Österreich ein gewisses Prestige genießt und besonders in soziosymbolischer Hinsicht große Bedeutung hat. Beispielsweise wird in der Werbesprache im Zusammenhang mit teuren Technikprodukten und Autos oft auf das Bundesdeutsche zurückgegriffen, wohingegen österreichische Dialekte dann eingesetzt werden, wenn man Regionalität, Natürlichkeit und Authentizität vermitteln will. So wird auch in Kosmetikwerbung mit französischem Akzent gesprochen, da man damit die positiv konnotierten Klischees „Mode“ und „Erotik“ assoziiert (vgl. GLAUNINGER in APA: 2014). „Asymmetrie“ zwischen den verschiedenen Standardvarietäten der deutschen Sprache ist auf demographische, ökonomische und mediale Gründe zurückzuführen, da Deutschland in diesen Bereichen eine dominantere Rolle einnimmt, wodurch ein „schlechter Status des *Österreichischen Deutsch*“ vermittelt werden kann. Über diese Abwertung schreibt MUHR sehr überspitzt:

Ein Land, in dem nur ein „Dialekt“ gesprochen wird, ist nicht wirklich ernst zu nehmen. Es hat ein negativ markiertes Image und damit zusammenhängend einen herabgesetzten Anerkennungs- und Marktwert. Seine industriellen und erst recht seine kulturellen (sprachlichen) Produkte lassen sich nicht in derselben Weise verkaufen bzw. bekommen nicht dieselbe Anerkennung wie die, anderer Länder. Das gilt auch für die beruflichen Verwertungschancen des einzelnen und schlägt sich unmittelbar in Benachteiligung allgemeiner Art und ökonomischer Ungleichbehandlung nieder- Wer sich nicht artikulieren kann bzw. sich nicht in einer für ihn gültigen Sprache entsprechend artikuliert, wird nicht wahrgenommen und existiert auf dem Markt der Ideen und kulturellen Produkte nicht – sein Wert ist herabgesetzt (MUHR: 1995: 81).

In wie weit diese „Wertsenkung“ des *österreichischen Deutsch* tatsächlich ökonomisch nachweisbar ist, kann nicht festgestellt werden. Fest steht aber, dass die wenigsten Österreicherinnen und Österreicher wissen über die Merkmale ihrer (Standard-)Sprache haben, wodurch sie sich oft unsicher im Umgang mit dem *österreichischen Deutsch* fühlen und dadurch ein sprachliches Minderwertigkeitsgefühl gegenüber dem Bundesdeutschen entstehen kann. Diese „linguistische Schizophrenie“ (ebd. 82) lässt Sprecherinnen und Sprecher das „österreichische“ Sprachverhalten als minderwertig empfinden und wertet die bundesdeutsche Varietät als die einzig richtige auf. MUHR schlussfolgert, dass diese sprachlichen Probleme durch die Tabuisierung des Zusammenhangs zwischen Sprache und Nation entstehen bzw. dass die Frage nach der Rolle der deutschen Sprache in Österreich eine spezifische innere Mehrsprachigkeit und Mehrfachidentität zur Folge hat: auf der einen Seite ist man deutschsprachig, auf der anderen versteht man sich als Österreicherin und Österreicher (ebd. 91). Innerhalb dieser Doppelidentität ist die persönliche, dem Land Österreich zugehörige, Identität stärker als die sprachbezogene „deutschsprachige“.

Grund dafür sind die politische Entwicklung des Landes seit dem Zerfall der Monarchie und die schlechten Erfahrungen mit sprachbezogenen Identitätskonzepten, die schon einmal zum Anschluss an Deutschland geführt haben. Dieses Konzept wurde daher nach 1945 aufgegeben (MUHR 2003 b: 224).

Dass daher weder im Staatsvertrag noch anderen rechtlichen Dokumenten (das Protokoll Nr. 10 bildet eine Ausnahme) ein Zusammenhang zwischen Sprache und Nation verankert ist, verwundert also nicht. Fakt ist jedoch, dass besonders die neuen Medien⁷ nationale Identität festigen und ihr Fortbestehen garantieren. Wie in vorliegender Arbeit bereits bei der Definitionsfindung zu nationaler Identität geschrieben, sind die neuen Medien als Faktoren der kollektiven Identitätsbildung für deren Entstehung und Kontinuität essentiell. „Kurz: Ohne Medien

⁷ Darunter sind Radio, Fernsehen und Internet zu verstehen.

keine kollektive Identität (KLAEGGER/MÜLLER 2004:7).“ So formulierte der ORF im Almanach 1955 folgende Aufgabe als sein primäres Ziel:

Der Rundfunk kann und soll seine erste und vornehmlichste Aufgabe darin sehen, Geist und Kultur, Wesen und Schaffen eines Volkes im wahrsten Sinne des Wortes in die Welt hinauszustrahlen, ohne deshalb seine Funktion als Mittel der Unterhaltung und Entspannung vernachlässigen oder gar aufgeben zu müssen (ORF-ALMANACH 1955: 172).

Wie auch bereits im ersten Kapitel vorliegender Arbeit erwähnt, dient hierzu die Qualität der Darbietung „bis zum letzten Wort und Ton“ (ebd. 173), also die sprachliche Qualität, als Voraussetzung. Als Teil des Nation-Building-Prozesses erarbeitete sich der ORF in den letzten Jahrzehnten den Ruf eines identitätsstiftenden Elements für Österreich als „Plattform des gesellschaftlichen Lebens und darum integraler Bestandteil der nationalen Kultur“ (PENSOLD 2018: 235).

Auch wenn die österreichische Identität stark mit dem Phänomen *Sprache* in Verbindung steht, fand in den 1980er und 1990er ein Paradigmenwechsel in der Soziolinguistik statt. Sprache und Identität wurden nicht mehr als sich bedingende Einheiten gedacht, sondern das Konzept der Identität wurde durch Aspekte wie Migration, Internationalität und Globalisierung erweitert und als veränderbar sowie interaktiv konstruiert verstanden. Identitätskonstruktion beschränkt sich nicht mehr auf die gemeinsame Sprachgruppe, sondern wird auch durch andere Kategorien beeinflusst. Zwar betrachtet der sozialkonstruktivistische Ansatz Identität noch immer aus der sprachlichen Sicht, definiert sie aber nicht mehr ausschließlich über dieses Merkmal. Elemente wie gemeinsame Geschichte, Sozialisation oder Interessen erweitern den Begriff der Identitätskonstruktion (vgl. HELLER 2005: 1584). Unter diesem Gesichtspunkt soll die Entwicklung der österreichischen Identität betrachtet werden.

4.2 Identitätsfindung Österreichs

Es gibt kein geschichtliches Gebilde in Europa,
dessen Existenz so sehr mit Identitätsproblemen
seiner Mitglieder verbunden ist wie Österreich (HEER 2001: 9).

Dieses Zitat stammt vom Kulturhistoriker FRIEDRICH HEER aus seinem Werk „Der Kampf um die österreichische Identität“ (2001). Der Grund für diese Identitätsproblematik wird aus der europäischen Geschichte ersichtlich: Das 18. Jahrhundert in Europa war geprägt von ökonomischem Aufschwung, freiheitlichen Ideen und der Aufklärung. Diese drei Aspekte richteten sich gegen die Kolonialmächte und alteingesessenen feudalen Machthaber und äußerten sich in nationalen Befreiungsbewegungen. Im Mittelpunkt stand dabei fast immer die „nationale“ Sprache, die als exklusives Kriterium einer Nation angesehen wurde. So meinte der Philosoph JOHANN GOTTFRIED HERDER: „Denn *jedes* Volk ist Volk; es hat *seine* National Bildung (sic!) wie *seine* Sprache“ (HERDER, in ANDERSON 1996: 72 [Hervorhebungen im Original]). Dieses Konzept der Abhängigkeit der Nation von einer Nationalsprache hatte großen Einfluss auf das europäische Denken. Durch die Französische Revolution wurde eine Verfassung erkämpft, auf die sich die Nation noch heute bezieht. Auch der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg brachte eine geeinte Nation mit Verfassung hervor (vgl. ebd. 71). In beiden Fällen ging den Nationen eine geglückte bürgerliche Revolution voraus, aus der ein solidarisches Gemeinschaftsgefühl und ein gefestigter Staat entstand⁸.

In Österreich lag der Fall gänzlich anders. Bis zur Ausrufung der Zweiten Republik gab es wenige Ereignisse, auf die das Land triumphierend zurückblicken konnte. Eine erfolgreiche bürgerliche Revolution war ausgeblieben. Die nationale Selbstfindung war gebeutelt von permanenten Identitätskrisen und Rückschlägen: Zwar genoss Österreich eine gewisse Vormachtstellung, da der Kaisersitz des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in Wien lag, jedoch

⁸ Auch England, die Niederlande, Portugal und Spanien werden als klassische Nationalstaaten betrachtet (vgl. STUBKJAER 2000: 94).

war damit keine sprachliche Abgrenzung zu den übrigen deutschsprachigen Gebieten möglich. Hinzu kam, dass unter Kaiserin Maria Theresia die ostmitteldeutsch geprägten Sprachnormen JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHEDS übernommen wurden, die dem Sprachgebrauch der deutschsprachigen Habsburgermonarchie kaum entsprachen. Dies führte zu einer starken Diskrepanz zwischen gesprochener und geschriebener Norm, weshalb Unsicherheiten gegenüber der eigenen Sprache entstanden, die zum Teil noch zu Anfang des 21. Jahrhunderts spürbar waren (vgl. MUHR 1995: 89 f.). Nach der Niederlage Napoleons 1815 wurde das relativ moderne österreichische Staatswesen mit Ausgangspunkten zu einer möglichen Nationsbildung mit patriotischen Bewegungen und (eingeschränkter) politischer Beteiligung völlig zurückgedrängt (vgl. TRIBUTSCH/ULRAM 2004: 47 f.). Auch die Revolution 1848/49 wurde niedergeschlagen und jegliche Nationalismen wurden unterdrückt. Das Aufbegehren der verschiedenen Nationalitäten⁹ entsprang dem Wunsch nach nationaler und sprachlicher Gleichberechtigung, also dem Anwenden der eigenen Sprache auf der Verwaltungsebene und dem Recht, autonome, politische Einheiten zu bilden. Diese Forderungen mussten dem totalen Absolutismus weichen und wurden bis zur Niederlage gegen Preußen und dem Austritt aus dem Deutschen Bund 1866 nicht weiter berücksichtigt. Durch den Rückzug aus den gesamtdeutschen Belangen, nationale Zugeständnisse an Böhmen und Kroatien sowie den Ausgleich mit Ungarn wurde das Nationalsprachenproblem weniger gelöst, als vielmehr weiter vorangetrieben. Das Habsburgerreich teilte sich nun in zwei selbständige Staaten – Ungarn entwickelte sich seitdem zu einem Nationalstaat, während die deutschsprachige Reichshälfte weiter um ihr Bestehen kämpfte (vgl. STUBKJAER 2000: 86 f.). Die deutschsprechenden Österreicherinnen und Österreicher fühlten sich allmählich in der Minderheit und fürchteten ihre Vormachtstellung in Politik, Wirtschaft und Kultur allein durch die demographische Verschiebung innerhalb der Monarchie zu verlieren (vgl. STUBKJAER 2000: 97). Während dieses politischen

⁹ Als österreichische „Volksstämme“ betrachtet und anerkannt wurden Deutsche, Italiener, Kroaten, Magyaren, Polen, Rumänen, Serben, Slowaken, Slowenen, Tschechen und Ruthenen (d. h. Ukrainer) (vgl. STUBKJAER 2000: 89).

Umbruchs wurde man sich erstmals der sprachlichen Eigenständigkeit des österreichischen Deutsch bewusst. Dieses wies oberdeutsch-bairische Grundlagen in Wortschatz und Grammatik auf und war überdies angereichert durch slawische, romanische und magyrische Lehnworte aus ständigen Kontakten mit den Kronländern. Gerade durch diese Eigenheiten bestärkt, strebte der Adel und das gebildete Bürgertum ein dialektfreies Deutsch im alltäglichen Sprachgebrauch an. Trotz Unsicherheiten hinsichtlich der „eigenen“ Sprache (vgl. LEWIS 1875) beschritt Österreich als erstes deutschsprachiges Land seine eigenen Wege und kodifizierte 1879 die in Österreich üblichen schriftsprachlichen Gewohnheiten als „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung“, die mit Überarbeitungen bis 1938 in Verwendung blieben. In diesem Werk wurden also bereits zur Zeit der Habsburgermonarchie die österreichischen Merkmale der deutschen Sprache im schriftsprachlichen Wortschatz festgehalten (vgl. WIESINGER 1988: 16 f.). Österreich wurde auch im Rahmen der Berliner Rechtschreibkonferenz 1901, die einheitliche Rechtschreibregeln für das gesamte deutschsprachige Gebiet festlegte, das Recht auf österreichische Varianten zugesprochen. Doch auch im Ausland entstand allmählich ein Bewusstsein für das *österreichische Deutsch* als spezifische Varietät der deutschen Sprache. So wies der deutsche Germanist OTTO BEHAGHEL bereits 1915 auf zahlreiche Fremdwörter und besondere Ausdrücke der österreichischen Amtssprache hin (vgl. AMMON 1995: 123 f.).

Dem immer mehr gespaltenen Habsburgerreich stand das Deutsche Reich mit seiner schnell wachsenden Wirtschaft, seinem effizienten Bildungsprogramm und überlegenen Streitkräften gegenüber. Allein deshalb schien ein Zusammenschluss mit Deutschland auch aus militärisch-strategischer Sicht wünschenswert, da das österreichische Kaiserhaus nicht nur in Konflikt mit anderen europäischen Mächten war, sondern auch Expansionspläne auf dem Balkan verfolgte (vgl. TRIBUTSCH/ULRAM 2004: 49 f.). In diesem Zusammenhang spielten auch die deutschnationalen Bewegungen eine große Rolle, die sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts im Habsburgerreich immer mehr verbreiteten und bis in die Staatsspitze hineinreichten (vgl. HEER 2001: 263). Diese Propaganda fand vor

allem in der bürgerlichen Bildungsschicht und dem sich von anderssprachigen Nationen bedroht fühlenden Mittelstand, dem auch das Potenzial fehlte, eine wirtschaftliche und machtpolitische Basis Österreichs zu bilden, großen Anklang und weite Verbreitung. Den „Österreichgläubigen“ blieb dagegen nur eine negative emotionale Abgrenzung zu Deutschland, die sich in Abwehr der äußeren Bevormundung und in einer geistig-kulturellen Selbstüberhöhung¹⁰ zeigte (vgl. TRIBUTSCH/ULRAM 2004: 50 f.). Diese gegensätzlichen (sprachnationalen) Einstellungen führten zu einem deutsch-österreichischen Nationalbewusstsein, das auf der einen Seite emotional an der Habsburgermonarchie hing, sich aber kulturell und sprachlich am Deutschtum orientierte (vgl. BRUCKMÜLLER 1998: 370). Es zeigt sich also, dass eine genuin österreichische Nationsbildung weder von bürgerlicher Seite noch „von oben“ her gewünscht wurde. So schreibt auch HEER überspitzt: „Franz Joseph glaubte nicht an Österreich, er glaubte aber dies: Dass er der letzte Kaiser sei, der Kaiser Alteuropas“ (Heer 2001: 257). Dies zeigte sich auch, als die Habsburgermonarchie nach dem Ersten Weltkrieg zerfiel und sich ein eigenständiger Staat Österreich entwickelte.

Eine Vereinigung mit Deutschland erschien für den „übrig gebliebenen“ deutschsprachigen Teil der ehemaligen Monarchie äußerst erstrebenswert. Nicht umsonst nannte man den neuen Staat „Deutschösterreich“:

Deutschösterreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik. Besondere Gesetze regeln die Teilnahme Deutschösterreichs an der Gesetzgebung und Verwaltung der Deutschen Republik sowie die Ausdehnung des Geltungsbereiches von Gesetzen und Einrichtungen der deutschen Republik auf Deutschösterreich (Staatsgesetzblatt 5/1918).

Doch wurde 1919 das Anschlussverbot und die Bezeichnung auf ÖSTERREICH in den Verträgen von St. Germain festgelegt. Es war also ein Staat gegründet, den niemand wollte. Die erste Republik wurde als „Rest“ des Altreiches gesehen und

¹⁰ Literarische Beispiele sind HOFMANNSTHALS „Österreichische Aufsätze und Reden. Ausgewählt und eingeleitet von A. Feichtner“ (vgl. HOFMANNSTHALS 1956), MUSILS „Mann ohne Eigenschaften“ (vgl. MUSIL 1970) oder EICHTHALS „Marschallstab“ (vgl. EICHTHAL 1952).

auch die politische Elite strebte nach wie vor einem Anschluss an das Deutsche Reich entgegen. Der neue Staat war wirtschaftlich schwach und selbst die kleinen Fortschritte wurden durch die Weltwirtschaftskrise wieder zunichtegemacht. Diese Situation verstärkte die Handelsbeziehungen mit dem *Altreich* sowie die Abhängigkeit von Deutschland. So war die Erste Republik weder politisch noch sprachlich im Stande zu einer nationalen Einheit zu finden. Auch der Versuch des Ständestaates, ein vaterländisches Bewusstsein „von oben“ zu verordnen, scheiterte. Von einer *gescheiterten* Nationalbildung kann in diesem Zusammenhang aber nicht gesprochen werden, da die Führungselite kein eigenständiges Nationalbewusstsein herstellen, sondern ein „besseres“ und christlicheres Deutschtum etablieren wollte, das sich klar von den rassistischen Nationalsozialisten abgrenzen sollte. Durch diese Abgrenzung war aber der Staat weiterhin auf Deutschland fixiert, denn man sah sich als deutsch, jedoch als anders deutsch, vom Deutschen Reich abweichend, aber trotzdem zugehörig (vgl. TRIBITSCH/ULRAM 2004: 52–54).

Paradoxerweise stellte erst der „Anschluss“ an Deutschland die emotionale Grundlage für die Bildung eines nationalen Österreichbewusstseins dar, denn schnell war klar, dass Österreich keineswegs „klein, aber gern gesehen“ im Deutschen Reich war, sondern ein Unterworfener, dessen Eigenheiten schnellstmöglich beseitigt werden sollten. Der Philosoph ERNST BLOCH schreibt hierzu: „Übereinstimmend wird berichtet, Österreich sei nationaler als je, Preußenhass eint“ (BLOCH zit. nach ebd. 55). Doch auch durch die Erkenntnis, dass Deutschland und Österreich nicht nur sprachliche, sondern auch mentalitätsmäßige Unterschiede aufweisen, wuchs der Wunsch nach einer selbständigen, österreichischen Identität (vgl. BODI 1995: 32). Diese sollte mit Beginn der Zweiten Republik geformt und gefestigt werden.

Die politischen Akteure der auf die nach 1945 folgenden Nachkriegsjahre waren sich über die Eigenstaatlichkeit Österreichs und eines starken österreichischen Bewusstseins einig, wodurch erstmalig die wesentliche Voraussetzung für einen Nationsbildungsprozess gegeben war, nämlich die aktive Förderung „von oben“.

So verkündete Bundeskanzler LEOPOLD FIGL folgendes zur Nationswerdung Österreichs in der Regierungserklärung vom 21. Dezember 1945:

Das Österreich von morgen wird ein neues, ein revolutionäres Österreich sein. Es wird von Grund auf umgestaltet und weder eine Wiederholung von 1918 noch von 1933 noch eine von 1938 werden.¹¹ [...] Unser neues Österreich ist ein kleiner Staat, aber es will dieser großen Tradition, die vor allem eine Kulturtradition war, treu bleiben als Hort des Friedens im Zentrum Europas. Wenn wir immer wieder mit allem Fanatismus heimatverwurzelter Treue zu uns selbst betonen, dass wir kein zweiter deutscher Staat sind, dass wir kein Ableger einer anderen Nationalität jemals waren noch werden wollen, sondern dass wir nichts anderes sind als Österreich, dies aber aus ganzem Herzen und jener Leidenschaft, die jedem Bekenntnis zu seiner Nation innewohnen muss, dann ist dies keine Erfindung von uns, die wir heute die Verantwortung für diesen Staat tragen, sondern die tiefste Erkenntnis aller Menschen, wo immer sie auch stehen mögen in diesem Österreich (FIGL zit. nach WIESINGER 2008: 426).

Für ASSMANN (2006) sind nicht nur gemeinsame vergangene Erlebnisse wesentlich, sondern ein in die Zukunft gerichteter Wille der Bevölkerung ist ebenso die Grundlagen für eine kollektiv getragene Identität. Wesentlich ist bei dieser Identitätskonstruktion, dass dabei das individuelle Gedächtnis in die kollektiven Gedächtnisse übergeht. Dazu gehört nicht nur die Nationszugehörigkeit, sondern auch unterschiedliche Wir-Gruppen, die durch gemeinsame Hobbies, Schul- oder Arbeitsleben, Nachbarschaft etc. entstehen. Genauso wichtig wie das gemeinsame Erinnern ist auch das gemeinsame Vergessen. Aus diesem Grund schreibt ASSMANN kulturellen und geschichtlichen Faktoren für die nationale Identität eine viel größere Bedeutung zu als der gemeinsamen Sprache (vgl. ASSMANN 2006: 59).¹²

¹¹ Gemeint ist mit „1918“ der Wunsch eines Anschlusses an Deutschland, mit „1933“ die Errichtung des Ständestaats im Austrofaschismus und mit „1938“ „die Selbstaufgabe Österreichs durch den allerdings von den Nationalsozialisten erzwungenen Anschluss an das Deutsche Reich“ (WIESINGER 2008: 426).

¹² Dass diese Behauptung nur bedingt auf die Nation Österreich umzulegen ist, wurde im vorangegangenen Kapitel bereits dargestellt und wird im weiteren Verlauf der Arbeit abermals thematisiert.

Der oben zitierte Ausschnitt der Regierungserklärung FIGLs verbindet Vergangenheit mit Zukunft und markiert den österreichischen Nation-Building-Prozess. Die Konstruktion der österreichischen Nation geschah in drei Phasen: die primäre Nationswerdung setzte mit Kriegsende ein und reichte bis in die 1960er Jahre. Der Wunsch nach Eigenstaatlichkeit und nationaler Unabhängigkeit gegenüber Deutschland sowie den Alliierten stand an erster Stelle. Auch am Aufbau eines Staatswesens und einer politischen Ordnung war man aktiv, wenn auch in kontrollierter Form der staatstragenden Parteien, beteiligt. Dennoch herrschte Unsicherheit über die tatsächliche Nachhaltigkeit des neuen Staates, denn die wechselnden politischen und wirtschaftlichen Ereignisse lagen noch relativ kurz in der eigenen Lebenserfahrung zurück (vgl. BODI 1995: 56–58). Gerade in der Anfangszeit der Zweiten Republik grenzte man sich explizit von Deutschland ab, besonders auf sprachlicher Ebene. Ziel war es, eine österreichische Standardvarietät des Deutschen hervorzuheben, was das *österreichische Deutsch* zu einem relevanten Abgrenzungsinstrument machte (vgl. DE CILLIA/WODAK 2006: 29). So wurde beispielsweise bis 1952 das Schulfach „Deutsch“ in „Unterrichtssprache“ umbenannt oder Dialektismen wurden stärker in die Schriftsprache miteinbezogen (vgl. WIESINGER 2008: 25). Zudem wurde das „Österreichische Wörterbuch“ geschaffen, das „an die Stelle der „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis“ [tritt] und nunmehr die Grundlage der Rechtschreibung in den Schulen und Ämtern Österreichs [bildet]“ (BMUK 1951: 5). Damit war das Fundament für die Anerkennung Österreichs als selbständiges nationales Zentrum der deutschen Sprache geschaffen (vgl. CILLIA/WODAK 2006: 38). Dennoch, trotz der starken Abgrenzung zu Deutschland wurde weder im schulischen noch im verfassungsrechtlichen Rahmen das *österreichische Deutsch* als solches als Staatssprache ausgewiesen.

Doch nicht nur auf sprachlicher, sondern auch auf politischer Ebene grenzte man sich gegen Deutschland ab. Man propagierte die Idee einer „österreichischen Mission“, nämlich als Vermittler der umliegenden Kulturkreise zu fungieren. In diesem Kontext sah sich Österreich als geografischer Mittelpunkt Europas, was zur Phrase „Österreich – das Herz Europas“ führte. Die Nation sollte sich als

kulturell ausgleichendes Element nicht nur zwischen Kulturen, sondern auch den nach dem Zweiten Weltkrieg entstehenden politischen Blöcken fühlen – Neutralität auf allen Ebenen war die Konsequenz (vgl. EHTREIBER 2006: 138). Auch dieses Konzept wurde propagandistisch verwendet, nicht zuletzt, um aus dem sowjetischen Einflussbereich zu gelangen. Realpolitisch nahm man sich die Neutralität der Schweiz als Vorbild und beschloss, dass jene von Österreich „immerwährend“ sein würde, um sich von dem nationalen Schicksalsschlag durch Hitlerdeutschland „für alle Zukunft“ lossagen zu können. So wurde die Neutralität bereits im Moskauer Memorandum gesetzlich verankert und in Form des Neutralitätsgesetzes am 26. Oktober 1955 im Nationalrat verabschiedet. Zwar markierte der kurz davor unterzeichnete Staatsvertrag ebenso einen Meilenstein, doch wurde die Neutralität zum Inbegriff des „österreichischen Wesens“ propagiert. Man versuchte damit ein beständiges Österreichbewusstsein zu schaffen und dem Volk nach der Hölle der NS-Zeit ein Stück des „ewigen Paradieses“ zu versprechen. Dafür verlegte man sogar den Staatsfeiertag auf das Datum der Beschlussfassung des Neutralitätsgesetzes¹³. So wurde die Neutralität zu einem wesentlichen Bestandteil der österreichischen Identität (vgl. PANAGL/GERLICH 2007: 284 f.). Ab dem EU-Beitritt, der in Hinblick auf Österreichs Neutralität mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen wurde, bezog man sich zusehends mehr auf die Unterzeichnung des Staatsvertrags und machte ihn im Jubiläumsjahr 2005 zum Mittelpunkt der patriotischen Feierlichkeiten; die immerwährende Neutralität wurde nicht mehr thematisiert (vgl. EHTREIBER 2006: 139). Trotz allem, das Jahr 1955 war der Ausgangspunkt zur Bildung der politischen und staatlichen Einheit Österreich:

Seit 1955 wuchs der Konsens der Österreicher darüber, dass sie eine in jeder Richtung eigenständige Nation seien. Das Staatsvertragsjahr, der „annus mirabilis“ 1955, hat endlich auch das positiv als gemeinsamen Erfolg zu interpretierende und somit nationsstiftende Ereignis geliefert (BRUCKMÜLLER 1998: 384).

¹³ Die Staatsfeiertage wurden ab 1919 laufend, je nach politischen Regimen, geändert. Siehe dazu die Auflistung auf <http://www.staatsfeiertag.at/geschichte.html>, 25.11.2018.

So verwundert es nicht, dass ab 1955 der gemeinnützige Verein ÖSTERREICH WERBUNG im In- und Ausland die österreichische Kultur für den Tourismus instrumentalisierte und prototypische Stärken Österreichs inszenierte (vgl. <https://www.austriatourism.com/ueber-uns/>, 13.12.2018). Die zweite Phase, die Konsolidierungsphase, erstreckte sich von den späten 1960er-Jahren bis zu den frühen 1980er-Jahren. In diesem Zeitraum wurde man sich seiner politischen, wirtschaftlichen und sozialen Errungenschaften sicherer, Wirtschaft und Wohlstand wuchsen kontinuierlich und auch wechselnde Regierungskonstellationen erschütterten das politische System und den sozialen Frieden nicht. Dem Volk wurden neue Lebensstile ermöglicht sowie neue politische Beteiligungsformen (vgl. TRIBUTSCH/ULRAM 2004: 59). Die intensive Auseinandersetzung mit der österreichischen Identität in der Öffentlichkeit¹⁴ ab Mitte der 1980er-Jahre, der beginnenden dritten Phase, führte dazu, dass man bereits von einem österreichischen Nationalbewusstsein sprechen konnte (vgl. BRUCKMÜLLER 1998: 388). Mittlerweile bekannten sich zwei Drittel der Bevölkerung uneingeschränkt zur Existenz einer eigenständigen Nation bzw. war sie für den Großteil bereits zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Die Nation wurde hierbei nicht als ethnisch bzw. sprachlich-kulturelle Einheit verstanden, sondern im Sinne einer politischen Nation, über deren Existenz sich alle Staatsbürger einig waren. Auch international erfreute sich Österreich an Reputation und bekam von Papst Paul VI. den Titel „Insel der Seligen“¹⁵ verliehen. Schließlich schlug 1978 die österreichische Nationalmannschaft das deutsche Team in Cordoba (Argentinien) bei der Fußball-WM, wodurch man die letzten verbleibenden Unsicherheiten durch einen „hypertrophen Nationalstolz“ überspielen konnte (vgl. TRIBUTSCH/ULRAM 2004: 59–61).

Die (sprach-)geschichtlichen Entwicklungen der österreichischen Nation werden nachfolgend mit Analysen der sprachlichen Richtlinien des ORF von 1995 bis

¹⁴ Es sei auf die Schlagwörter „Opferthese“ und „Waldheim-Affäre“ verwiesen (vgl. WODAK u.a. 1998: 164).

¹⁵ Das Originalzitat von Papst Paul VI. war „Insel der Glücklichen“. Umformuliert zu „Insel der Seligen“ wurde es zu einem prägenden sozialen Mythos, der im Selbstverständnis der Österreicher und auch im Ausland mit Wohlstand und Harmonie verbunden war (vgl. <http://www.demokratiezentrum.org/wissen/wissensstationen/inssel-der-seligen.html>, 13.12.2018).

heute in Zusammenhang gebracht. Es stehen hierbei Fragen im Vordergrund, wie der ORF als öffentlich-rechtliche Institution tatsächlich mit der Identität Österreichs in Zusammenhang gebracht werden kann bzw. ob und wie er diese auch sprachlich beeinflusst(e).

5 Der Österreichische Rundfunk

Im Folgenden wird die Entwicklung des österreichischen Rundfunks und seiner mediensprachlichen Verankerungen dargestellt. Die Zeit bis zur Neugründung des ORF 1958 wird lediglich überblicksartig dargestellt, da sie nur bedingt relevant für diese Arbeit ist. Die Vorgaben hinsichtlich der ORF-Mediensprache wurden aus Gesetzestexten, Jahrbüchern des ORF oder Beiträgen von ORF-Nahestehenden entnommen.

5.1 Die Anfänge des ORF

Die Geschichte des Österreichischen Rundfunks geht ins Jahr 1924 zurück, als am 1. Oktober die RAVAG¹⁶ offiziell mit der Ausstrahlung täglicher Radiosendungen startete (vgl. BRAUNBECK/SCHLÖGL 2004: 23). Zu diesem Zeitpunkt regelte das Telegrafengesetz, unter das die RAVAG als Teil der öffentlichen Telegrafenanstalt fiel, nicht nur die behördlichen und finanziellen Kompetenzen des Rundfunks, sondern auch die Programmgestaltung. So hieß es, dass die öffentliche Telegrafenanstalt zu jederzeit all jenes ausschließen dürfe, „was für die Sicherheit oder die Wirtschaftsinteressen des Bundes gefährlich erscheint oder gegen die Gesetze, die öffentliche Ordnung oder die Sittlichkeit verstößt“ (BGBl. 263/1924 §18 Abs. 4). Tatsächliche Programminhalte oder mediensprachliche Regelungen waren nicht weiter bestimmt, da, bemessen an der Fülle an Paragraphen, die Errichtung öffentlicher oder privater Telegrafen, ungestörte Sendefunktion und das Einholen der Telegrafengebühren im Vordergrund standen.

Im Laufe der folgenden drei Jahrzehnte durchlebte die RAVAG einige Herrschaftswechsel und befand sich in regem Abhängigkeitsverhältnis von amtierenden Führungsinstanzen. Auch in der Zeit des Austrofaschismus findet man keine konkreten Angaben, mit welcher Sprechtechnik oder in welchem Stil Rundfunksprecher zu sprechen hatten bzw. wie stark das gesprochene Deutsch dialektal sein oder sonstige Variationen zeigen durfte. Einzig die Programmgestaltung

¹⁶ Kurzform für „Österreichische Radio-Verkehrs AG“.

wurde der entsprechenden Ideologie angepasst und die RAVAG dem „vaterländischen“ Auftrag unterstellt, wodurch sie als „Regierungssprachrohr und als Forum der Nationalidentität“ fungieren sollte (PENSOLD 2018: 50). Da keine Änderung des Telegrafengesetzes beschlossen wurde, lag der Schwerpunkt der Aufgaben des Rundfunks weiterhin auf dem Ausbau der Radioempfänger und dem Programminhalt, der sich bis zum Ende der 1930er-Jahre zu einem ideologischen Propagandaprogramm entwickelte. So ging die RAVAG nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich in der „Reichs-Rundfunk-Gesellschaft“ auf, die sich als wesentliches Element des NS-Propagandaapparates verstand und deren Programm zu großen Teilen von den übrigen Reichssendern übernommen wurde. Man wandte sich von regionalen Nachrichten ab, hin zu propagandistischen Sendungen, die sich dem Volkstum, Volksleben und der Volksmusik widmeten, die Frontberichte aktuell übertrugen und die das Volk emotional ins Kriegsgeschehen miteinbezogen. (vgl. ebd. 76–87).

In der Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg forderte der Alliierten Rat 1947 eine Rückgabe der österreichischen Sender an das befreite Österreich; Radio Wien sollte hierbei das Zentrum des nationalen Rundfunks einnehmen (vgl. ebd. 100). Die Antwort auf diese Forderung lautete von amerikanischer Seite wie folgt:

In der Frage der Rundfunksender geht die amerikanische Auffassung dahin, dass das amerikanische Element die Rückgabe aller Rundfunkanlagen in österreichischen Besitz unterstützen wird, sobald das Österreichische Parlament ein entsprechendes Gesetz verabschiedet, welches die Gewähr dafür bietet, dass das Österreichische Rundfunkwesen frei von jeder staatlichen Kontrolle und Einflussnahme bleibt, sei es von österreichischer oder ausländischer Seite. Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wurde dem österreichischen Parlament noch kein derartiges Gesetz vorgelegt (ERGERT 1975: 100 f.).

Zwei Gründe waren ausschlaggebend, dass noch kein Gesetzesentwurf vorlag: laut der Rundfunkenquete 1947 kamen alle Sendergruppen¹⁷, Radio-Wien ausgenommen, überein, dass die aktuelle Programmgestaltung österreichischer war als vor 1938 und dass die Bundesländer über eine separate Entwicklung bzw. Trennung erfreuter wären, da das Regionale stärker in den Vordergrund rücken würde (vgl. ebd.102). Gesendet wurden in Sendergruppen sowohl Welt- als auch Lokalnachrichten, die je nach Besatzungszone mehr oder weniger zensiert wurden (vgl. ebd.110).

Der Einfluss der Besatzungsmächte wurde ab dem Jahr 1954 wegen des näher rückenden Abzugs immer schwächer. So wurden auch die Rundfunkanlagen nach und nach zurückgegeben, wobei sich die Vorarlberger Landesregierung weigerte, den Sender an Wien abzutreten und sogar vor den Verfassungsgerichtshof zog, der schließlich entschied, dass der österreichische Rundfunk in den Zuständigkeitsbereich des Bundes falle und somit zentralistisch organisiert sei (vgl. Erk. 5.10.1954, K II-5, 7, 8/54. 2721 Kompetenzfeststellung in Angelegenheiten des Rundfunkwesens. „Telegraphengesetz“ im Sinne des Art. 10 Abs. Z. 9 B.-VG.). Bereits im Dezember desselben Jahres waren alle Sender der ÖFFENTLICHEN VERWALTUNG in Wien übergeben und der Beschluss gefasst worden, ein zusammenhängendes österreichweites Sendernetz aufzubauen, das aus drei Hauptprogrammen bestehen sollte; eines davon aus Lokalprogrammen der Bundesländer (vgl. PENSOLD 2018: 120).

Mit der Unterzeichnung des Staatsvertrages am 15. Mai 1955 wurde nicht nur Österreich frei, sondern auch die erneute Freiheit und Einheit des Österreichischen Rundfunks besiegelt (vgl. ERGERT 1975: 217). Zwar wurden im Staatsvertrag keine Normen oder Richtlinien für den neuen Rundfunk festgelegt, jedoch arbeitete die Regierung bereits an einem Gesetzesentwurf für ein neues Rundfunkgesetz. Während dieser Arbeitsphase publizierte der ÖSTERREICHISCHE RUNDFUNK bereits seinen ersten Almanach 1955. In diesem kam, neben den

¹⁷ Sendergruppe Rot-Weiß-Rot (Salzburg, Linz, Wien – Amerikanische Besatzungszone), Sendergruppe Alpenland (Klagenfurt, Graz – Britische Besatzungszone), Sendergruppe West (Innsbruck, Dornbirn – Französische Besatzungszone), Radio-Wien (Sowjetische Besatzungszone). (vgl. PENSOLD 2018: 95)

Verschriftlichungen der ausgestrahlten Aufsätze, Betrachtungen, Erzählungen und Essays, der österreichische Landeshauptmann GLEIBNER zu Wort, der in seinem Kommentar „Ist der Österreichische Rundfunk ein kulturelles Anliegen?“ den Werdegang des Rundfunks kritisch reflektierte. Gerade vor der Hintergrund der jüngsten Vergangenheit formulierte er eine erste Forderung an die österreichischen Medien:

Der Rundfunk kann und soll seine erste und vornehmlichste Aufgabe darin sehen, Geist und Kultur, Wesen und Schaffen eines Volkes im wahrsten Sinne des Wortes in die Welt hinauszustrahlen, ohne deshalb seine Funktion als Mittel der Unterhaltung und Entspannung vernachlässigen oder gar aufgeben zu müssen. Der Rundfunk als Instrument der Massenpropaganda für welche Zwecke immer ist nach dieser Ansicht sicherlich aus einer wahrhaft menschlichen Einstellung heraus undenkbar (ORF-ALMANACH 1955: 172).

GLEIBNER mahnte den Rundfunk dahingehend, seine Position nicht als politisches Machtmittel zu missbrauchen, sondern sich als wichtiger Bestandteil des Kulturschaffens zu verstehen. Aus diesem Grund sollte ein österreichisches Rundfunkprogramm für das ganze Land gelten, ein Programm, das auf der einen Seite zur Unterhaltung und Entspannung dienen, aber auch volksbildende und volkserzieherische Züge aufweisen sollte. Als wesentliche Voraussetzung nannte er hierbei die Qualität der Darbietung, die „bis zum letzten Wort und Ton, bis zum Sprecher der kleinsten Rolle, des einfachsten Gags“ (ebd. 173) gegeben sein musste, denn nur so könnten die Sendungen auf ein kulturell wertvolles Niveau gehoben werden. Der Landeshauptmann ging sogar noch einen Schritt weiter und plädierte für eine gründliche Ausbildung des künstlerischen Personals, der Sprecher, Regisseure, Programmgestalter und Sendeleiter sowie die Einführung von Rundfunkseminaren und eine enge Zusammenarbeit mit Musik- und Schauspielschülern, Schriftstellern und Komponisten. Nur dadurch könne man „zur Vertiefung des kulturellen und damit sicherlich auch politischen Anse-

hens unseres Vaterlandes in der Welt [beitragen]“ (ebd. 174). Einige seiner Forderungen und Überlegungen wurden lediglich in weiteren Almanachen oder Beiträgen zum Rundfunk festgehalten, wenige auch gesetzlich festgelegt.

Eine rechtliche Festlegung bildete die 1958 beschlossene Rechtsform des ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNKS, die sich als GesmbH darstellte. Als Gesellschafter traten die Republik Österreich und die Bundesländer ein, wodurch aber der Einfluss von regierenden Parteien fortwährend gegeben war. Dieser „Regierungsfunk“ der „Proporzdemokratie“ (PENSOLD 2018: 179) verhinderte eine unabhängige Berichterstattung und politisierte den Hör- und Fernsehfunk zusehends stärker, sodass noch im selben Jahr der Fernsehdirektor für Reformen plädierte. Doch erst 1964 wurde ein Gesetzesentwurf für ein Rundfunkvolksbegehren festgelegt, das in 18 Artikeln die Schwerpunkte der Rundfunkgesellschaft festlegen sollte (vgl. ERGERT 1977: 175). Das endgültige Rundfunkgesetz trat mit 1. Jänner 1967 in Kraft und sprach dem Generalintendanten die Verantwortung für die Richtlinien der Programmgestaltung zu (vgl. BGBl. 195/1966 §9 Abs. 2a). Diese Gestaltung wurde im Paragraph 1 Absatz 2 näher erläutert, denn „die Gesellschaft hat bei Erfüllung dieser öffentlichen Aufgabe auf die bundesstaatliche Gliederung Österreichs zu achten (BGBl. 195/1966).“ So ist der ÖSTERREICHISCHE RUNDFUNK für Generalintendant GERD BACHER ein essentielles Element und eine Säule der österreichischen Demokratie und Kultur, der ORF stellt einen Erzieher, Volksbildner und Unterhalter zugleich dar (vgl. PENSOLD 2018: 185). Nach nur zwei Jahren war die Forderung des Rundfunkvolksbegehrens nach einer unabhängigen Berichterstattung des ORF erfüllt, was Bacher als größten Programmerfolg feierte:

Eine Rundfunkanstalt, die bis 1967 nur Rudimente an Berichterstattung vorwies, in der es keine klassischen Fachredaktionen [...] gab, entwickelte in wenigen Monaten eine umfassende Radio- und Fernsehinformation über die Josef Wechsberg im 'New Yorker' schrieb: 'Der reformierte ORF baute seine Information aus und ist jetzt in ganz Europa für die Tiefe, Qualität und Fairness seiner Berichterstattung bekannt' (BACHER zit. nach ORF-ALMANACH 1974: 15).

5.2 Erste mediensprachliche Verankerungen

Die qualitativen Auswirkungen dieser Rundfunkreform wurden im Nachrichtenstatut festgelegt, das seit jeher die Richtlinien für die Arbeit der ORF-Redaktion zusammenfasst. Zum ersten Mal in der Geschichte des ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNKS gab es eine explizite Bezugnahme auf die Sprache. So heißt es im Almanach des Jahres 1969:

10. Stil und sprachliche Qualität: Auf die sprachliche und stilistische Abfassung der Nachrichten ist besonders zu achten. Fremdwörter müssen allgemein verständlich sein oder erklärt werden, wenn sie absolut unvermeidlich sind. Legitime Sonderheiten im österreichischen Gebrauch der deutschen Hochsprache dürfen nicht mit einer Invasion von dialektalen Redewendungen verwechselt werden. Nachrichten der Weltagenturen sind wegen der oft vorkommenden wörtlichen Übersetzung fremdsprachiger Redewendungen stilistisch sorgfältig zu redigieren (ORF-ALMANACH 1969: 102 f.).

Der ORF forderte also klar den Gebrauch der „deutschen Hochsprache“, die zwar dem „österreichischen Gebrauch“ angepasst werden, jedoch keinem Dialekt entsprechen durfte. Diese „deutsche Hochsprache“ wurde nicht weiter konkretisiert. In einem Beitrag der Festschrift „90 Jahre Radio in Österreich. 80 Jahre Funkhaus in Wien. 50 Jahre Ö1“ von KOSCHKA HETZER-MOLDEN¹⁸ erfährt man jedoch, dass sehr wohl eine bestimmte Vorstellung damit verbunden war. 1972 wurde HETZER-MOLDEN als Redakteurin und Moderatorin in der Kulturabteilung eingesetzt, jedoch nur dreimal, denn „dann hieß es wieder, „die mit ihrem deutschen Akzent vergrault uns die Leute“. Auch die Schlagzeile in der Hamburger Morgenpost „Gefeuert, weil sie Hochdeutsch spricht“ (RUISS/STECHE 2017: 222), lässt auf eine bestimmte Sprachvorstellung schließen. Es ist also anzunehmen, dass die „deutsche Hochsprache“ sehr wohl eine österreichische Färbung haben sollte oder zumindest unter keinen Umständen „bundesdeutsch“ klingen durfte.

¹⁸ Gebürtige Hamburgerin und langjährige ORF-Journalistin (vgl. BAYRHAMMER 2018).

Inwieweit diese Abgrenzung zu Deutschland mit dem Nation-Building-Prozess in Österreich in Verbindung steht, wird im nächsten Kapitel genauer besprochen.

BRUNO KREISKY setzte sich nach seinem Amtsantritt als Bundeskanzler das Ziel, den ORF erneut zu reformieren, in seinen Worten, ihn zu *demokratisieren*. Ausschlaggebend waren die Affäre Schranz¹⁹ und die damit verbundene mediale Stimmungsmache, die für den Bundeskanzler erschreckend war. Es wurde eine Kommission eingesetzt, die es dem Rundfunk unmöglich machen sollte, die Volksstimmung derart zu instrumentalisieren und die gleichzeitig die Kompetenzen des Generalintendanten weitgehend einschränken sollte. KREISKY empfand die Unabhängigkeit BACHERS als etwas Undemokratisches, während er Regierungskontrolle als demokratisch ansah, was in den vorhergegangenen Jahrzehnten jedoch stark kritisiert wurde – man denke an die Schlagworte „Regierungssprachrohr“ oder „Proporzrundfunk“. Trotz dieses Widerspruchs folgte 1974 eine neue Reform, die BACHER überspitzt „Rundfunk-Gegenreform“ nannte (vgl. PENSOLD 2018: 202 f.). Zu allererst legte das Bundesverfassungsgesetz fest, dass die ORF GmbH zur öffentlich-rechtlichen Anstalt ORF umgewandelt wurde, die die „Sicherung der Unabhängigkeit des Rundfunks“ gewährleisten sowie den Rundfunk als „öffentliche Aufgabe“ verstehen sollte (Bundesverfassungsgesetz 396/1974 Art. 1). Weitere Änderungen betrafen die dominierende Stellung des Generalintendanten, der durch selbständige Intendanten für die Fernsehkanäle und den Hörfunk ersetzt wurde; der Aufsichtsrat wurde in ein Kuratorium umgewandelt, dem die Programm-, Personal- und Finanzhoheit unterstand und das je nach politischem Kräfteverhältnis im Nationalrat zusammengesetzt war (vgl. Bundesgesetz 397/1974 §10/§7 Abs. 1). Obwohl der zentrale Anspruch seitens des ORF bestand, „das Österreichische, das Einheimische, das Föderalistische, die Bundesnote“ (PENSOLD 2018: 206) hervorzuheben, wurde in

¹⁹ Der österreichische Skirennläufer Karl Schranz wurde von den Olympischen Winterspielen in Sapporo im Jahre 1972 ausgeschlossen. Das Internationale Olympische Komitee verweigerte ihm die Teilnahme wegen Verletzung der Zulassungsbestimmungen und nahm ihm so seine letzte Chance auf Olympia-Gold. 92 % der Österreicher empfanden den Ausschluss als ungerecht (vgl. TANTNER 1995: 1–7).

keinem der beiden genannten Gesetze ein gewünschter Sprachgebrauch für Journalisten, ORF-Mitarbeiter oder Rundfunksprecher festgelegt.

Doch der Reformen und Gesetzesänderungen nicht genug: der ORF wurde im November 1993 vom EUROPÄISCHEN GERICHTSHOF FÜR MENSCHENRECHTE angeklagt. Der Gerichtshof verurteilte Österreich, da er das Sendemonopol des ORF als Verstoß gegen die Meinungsfreiheit empfand (vgl. Entscheidung RS0125020). Dieses Urteil bedeutete das sofortige Aus der Monopolherrschaft des ORF und die Entstehung eines dualen Rundfunksystems. Neben dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk war es nun gestattet, private Sender einzurichten, die „ein eigenständiges regionales oder lokales Hörfunkprogramm“ (BGBl. 506/1993 §1 Abs. 2) aussenden durften. Um diesen „leichten und oft seichten“ (ORF -ALMANACH 1991/92: 21) Privatsendern entgegenzutreten, sollte sich der ORF durch ein kulturell anspruchsvolles und originär österreichisches Programm erneut hervortun. BACHER wies in diesem Sinne darauf hin, dass „das starke Anwachsen des Österreichbewusstseins in den vergangenen Jahrzehnten im Wesentlichen auf die Arbeit des ORF zurückgehe“ (PENSOLD 2018: 224). Dennoch, Privatsender sowie ausländische öffentlich-rechtliche Sender konnten in Österreich durch die fortschreitende Technik empfangen werden und ermöglichten einen anderen Blick auf sich und die restliche Welt. Ein möglicher Verlust an spezifischer Identität ging damit zwar unter Umständen einher, der jedoch einen Gewinn an Pluralität mit sich brachte. Der Blick auf das internationale Geschehen ging natürlich auch mit der politischen Annäherung Österreichs an die Europäische Union und dem Beitritt 1995 Hand in Hand (vgl. ebd. 225). Auch hinsichtlich der Sprache der Rundfunksprecher schien sich durch den dualen Rundfunk etwas zu ändern. So schreibt der Chefredakteur INFORMATION IM RADIO in „Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk“:

[...] Die kommerziellen und die öffentlich-rechtlichen Radios nähern sich einander an: beispielsweise bei der Satzlänge, bei der Verwendung umgangssprachlicher Formulierungen, dem Gebrauch einfacher Hauptsätze und der Nachrichtenauswahl (AMON 2004: 140).

Vor zwanzig Jahren habe der durchschnittliche Satz eines öffentlich-rechtlichen Senders noch zwanzig Wörter beinhaltet, hingegen ein Satz eines freien Senders nur acht. Mittlerweile näherten sich die Pole an, sodass sie fast deckungsgleich bei dreizehn Wörter pro Satz liegen würden (vgl. ebd. 40). Auch das Werk „Praktischer Journalismus“ (PÜRER/RAHOFFER/REITAN 1996: 227)²⁰ gibt an, dass diese Wortanzahl fast ideal für einen leicht verständlichen Satz sei. Auch die sprachliche Ausdrucksweise der Nachrichtenpräsentation von öffentlich-rechtlichen und freien Sendern näherten sich an. So formulierten die Öffentlich-Rechtlichen ihre Texte mehr in gesprochener Sprache und die Kommerziellen etwas weniger umgangssprachlich (vgl. AMON 2004: 40). Aus diesem Beitrag lässt sich weiters schließen, dass vor der Jahrtausendwende eine sehr gehobene Sprache gehandhabt wurde, die wahrscheinlich auch mit Ausspracheregeln und Stilvorgaben festgelegt war. Hierzu sind aber keine schriftlichen Angaben bekannt.

Als die bisher letzte entscheidende Änderung des ORF kann das Rundfunkgesetz aus dem Jahr 2001 vermerkt werden, das den ÖSTERREICHISCHEN RUND-FUNK in eine Stiftung öffentlichen Rechts umwandelte (vgl. BGBl. I Nr. 32/2001 §1 Abs. 1). Erstmals findet man in dem Gesetzestext eine konkrete Aufgabengestaltung des Rundfunks gegenüber dem Staate Österreich, der auf die Nationalidentität referiert. So heißt es:

Der Österreichische Rundfunk hat ferner bei der Herstellung und Sendung von Hörfunk- und Fernsehprogrammen auf die kulturelle Eigenart, die Geschichte und die politische und kulturelle Eigenständigkeit Österreichs sowie auf den föderalistischen Aufbau der Republik besonders Bedacht zu nehmen (BGBl. 32/2001 §4 Abs. 4).

²⁰ In diesem Werk werden die Sprache im Journalismus sowie die Grundsätze der Mediensprache behandelt. Es erschien 1996 im Kuratorium für Journalistenausbildung in Salzburg. Inwieweit der ORF darauf referenzierte, wird zu einem späteren Zeitpunkt vorliegender Arbeit behandelt.

Im ORF-GESETZ wird als öffentlich-rechtlicher Kernauftrag formuliert, dass für Programme und Angebote zu sorgen ist, die die österreichische Identität im Blickwinkel der europäischen Geschichte und Integration fördern (vgl. BGBl. I Nr. 83/2001 §4 Abs. 1 Z3).

In allen bisher zitierten Gesetzestexten war zwar ebenfalls ein Programmauftrag festgelegt, doch beinhaltete dieser immer nur einen allgemeinen Programmbezug auf Österreich, die Förderung des Interesses an gewissen Fachbereichen wie Sport oder Politik oder die Kriterien, welche Elemente auszuschließen wären. Schon BACHER wies zu seiner Amtszeit 1967 die nationale Identität als Lebensstrategie des ORF aus, die ORF-Charta 1997 interpretierte sie als Überlebensstrategie. Doch auch im Umkehrschluss würden die österreichische Kultur, Lebensart und der entsprechende Sprachgebrauch zur Zeit der Globalisierung ein umfassendes Massenmedium brauchen, das ihr Überleben sichert. Der ORF verstand sich deshalb nicht nur als Medium des aktuellen Geschehens, sondern auch als „Plattform des gesellschaftlichen Lebens und darum integraler Bestandteil der nationalen Kultur“ (PENSOLD 2018: 235). Durch den Beitritt zur EUROPÄISCHEN UNION und dem Regierungswechsel zu ÖVP/FPÖ zur Jahrtausendwende verwundert es nicht, dass besonderer Wert auf die nationale Kultur gelegt wurde und dass dies explizierter ausgedrückt wurde als im Staatsvertrag.

Erstmalig wurden in einem Rundfunkgesetz den autochthonen Volksgruppen Programmanteile in ihrer jeweiligen Volksgruppensprache zugesprochen (vgl. BGBl. I Nr. 32/2001 §5). Zwar sprach man im Staatsvertrag 1955 der slowenische, kroatischen, ungarischen, slowakischen und tschechischen Bevölkerung sowie den Roma und Sinti das Recht auf eigene Organisationen, Versammlungen und eine Presse in ihrer eigenen Sprache (BGBl. 152/1955 Art. 7 Abs. 1) zu, doch erst mit dem Rundfunkgesetz 2001 wurden diese Bestimmungen konkret im ORF verankert.

Seit der Rundfunknovelle 2010 muss sich der ORF am *Public Value* orientieren (vgl. BGBl. 50/2010 §4a). In Berichten und Schriftreihen von Expertinnen und Experten wird Rechenschaft darüber abgelegt, welche Leistungen der ORF im

Interesse der Öffentlichkeit vollbringt und „wofür sie [der ORF bzw. die gebührenfinanzierten Medien] stehen, worin ihre originäre Qualität, ihr Wert und ihr Nutzen für jene liegen, die sie finanzieren“ (UNTERBERGER in PENSOLD 2018: 243). Der Historiker KARL VOCELKA spricht dem ORF in diesem Zusammenhang eine zentrale Bedeutung zur Identitätskonstruktion- sowie Pflege zu. Er schreibt, dass das Bekenntnis zur Zweiten Republik und die politische Erziehung „gewährleisten soll, dass diese Identität weiterhin vom Geiste der Menschenrechte und der Demokratie bestimmt wird“ (VOCELKA 2010: 15). Aus diesem Grund sei der öffentlich-rechtliche Rundfunk nicht nur „als Gegengewicht gegen die Volksverdummung der Privatsender [zu verstehen, sondern auch als] gesellschaftspolitisches Steuerungsorgan“ (VOCELKA 2010: 15). So legt auch der ORF in seinem Leitbild fest, dass er die besten internationalen und österreichischen Programme bietet und „sich bei der Themenwahl und Programmgestaltung der besonderen Verantwortung insbesondere für die österreichische Kultur, Gleichberechtigung, Minderheiten, Kinder und Jugendliche bewusst“ (ORF 2013: 13) ist. Auch die ARBEITSGEMEINSCHAFT KULTURELLE VIELFALT DER ÖSTERREICHISCHEN UNESCO-KOMMISSION sieht den ORF als elementaren Träger des österreichischen Kunst- und Bildungsauftrages, der weder durch den Mainstream noch durch Einsparungen leiden darf bzw. sich zur Verantwortung von Kunst und Kultur bekennen soll (vgl. <http://kulturrat.at/agenda/ORF/20140318>). Es zeigt sich also, dass sich der ORF vor allem ab der Jahrtausendwende als identitätsstiftender Teil Österreichs versteht und ihm auch Rundfunkexterne eine tragende Rolle bei der Schaffung von nationaler Identität zuschreiben – zumindest was den programmgestalterischen Teil betrifft. Aber nur in den Richtlinien des ORF, die 2013 auf dessen Website veröffentlicht wurden, findet man unter dem Punkt 1.4.11 den Vermerk zum gewünschten Sprachverhalten: „Die Sprache hat auf akustische Verständlichkeit, grammatikalische und phonetische Richtigkeit und die allgemeinen anerkannten österreichischen Sprachgewohnheiten zu achten“ (ORF 2013: 21). Wie und ob eine Nationalidentität auch mit der Sprache und ihrem Gebrauch

zusammenhängt bzw. welche Rolle dem ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNK im österreichischen Nation-Building-Prozess zukommt, wird im Folgenden ausführlich erläutert.

Zusammenfassend kann an dieser Stelle gesagt werden, dass der ÖSTERREICHISCHE RUNDFUNK auch nach seiner Gründung 1958 in einem fortwährenden Abhängigkeitsverhältnis zur Politik stand, was zu einigen Reformen und Gesetzesänderungen führte. Durchgängig erhalten blieb die österreichbezogene Programmgestaltung und der Wunsch nach einer unabhängigen Berichterstattung. In Gesetzestexten und Urteilen wurden diese Rahmenbedingungen des ORF festgelegt und in den vergangenen zwanzig Jahren durch Forderungen nach der Vermittlung einer nationalen Identität ergänzt. Was jedoch nur in Jahrbüchern oder Jubiläumsschriften zu finden ist, waren Bezugnahmen auf den medien sprachlichen Umgang des Rundfunks. Diesbezüglich verzeichnete der ORF erst im Almanach 1969 erste konkrete Angaben, die sich auf Stil, sprachliche Qualität und die Ausdrucksgestaltung bezogen. Zur selben Zeit veränderte sich auch die Satzlänge in Beiträgen und die Ausdrucksweise der Sprecher, wie in Amons Beitrag zu „80 Jahre Hörfunk“ nachzulesen ist. Aus diesem Grund wird sich der entsprechende Teil vorliegender Arbeit auf ORF-interne Sprachvorgaben stützen, die eine mögliche Verbindung der Mediensprache zur Nationalidentität indizieren.

6 Sprachliche Richtlinien im ORF

Im Folgenden wird ein geschichtlicher Abriss über den ORF-internen Sprachduktus bzw. über Ausbildungen und Richtlinien in Bezug auf die Pflege der österreichischen Kultur, wie sie bereit 1955 im erst ORF-ALMANACH gefordert wurde, gegeben. Der erste Artikel, der dezidiert Einblicke in diese Bereiche gibt, ist erst 1995 anlässlich einer Tagung zum österreichischen (Standard-)Deutsch publiziert worden (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995). Die damalige ORF-Chefsprecherin EVA WÄCHTER-KOLLPACHER beschreibt darin aus ihrer Perspektive die Sprache der Medien. Der ORF selbst stellte 2016 die Broschüre *Sprachtraining. Über Sprache und Sprechen im ORF* online (vgl. GODLER 2016), die im ersten Schritt exzerpiert und anschließend sowohl mit dem Artikel aus 1995 als auch dem Interview mit dem momentanen Chefsprecher HAIMO GODLER von Februar 2019 verglichen wird. Dadurch soll die sprachpolitische bzw. mediensprachliche Positionierung und Entwicklung des ORF veranschaulicht werden. Des Weiteren sollen die sprachlichen Anforderungen an ORF-Mitarbeiter herausgearbeitet und der einschlägige identitätsstiftende Aspekt des ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNK aufgezeigt werden.

6.1 Stand 1995

WIESINGER (1988) postuliert, dass sich jeder Mensch in der gegenwärtigen sprachlichen Situation Österreichs je nach Herkunft, Alter, Geschlecht, gesellschaftlicher Schicht, Bildung, Kommunikationspartner und Situation unterschiedlicher Formen der gesprochenen und geschriebenen deutschen Sprache bedient, was zusätzlich durch gesellschaftliche Konventionen (welche Sprachform erscheint in welchen Situationen (un)angemessen oder (un)zulässig) geregelt ist. Auf der einen Seite steht hierbei die schriftliche und mündliche Standardsprache, wohingegen auf der anderen die normalerweise mündlich gebrauchten, und nur zu gewissen Zwecken verschriftlichen, Dialekte stehen. „Zwischen“ diesen Polen tritt die *Umgangssprache* als Übergangsform auf. Was das Prestige, also

die gesellschaftliche Wertschätzung dieser Sprachform angeht, so ist dieses ebenfalls von vielen Faktoren determiniert und keinesfalls statisch, grundlegend nimmt es jedoch vom Dialekt über die Umgangssprache hin zur Standardsprache zu bzw. umgekehrt ab. Die Standardsprache gilt als allgemein verbindliche Sprache der Öffentlichkeit und wird so auch von Sprechern bzw. Moderatoren bei öffentlichen Ansprachen oder Sendungen gebraucht. Von dieser Standardsprache unterscheidet sich auf der lautlichen Ebene die „Hochlautung“ rhetorisch geschulter Berufssprecher sowie Schauspieler, Rundfunk- und Fernsehansager, da sich deren Lautgebung auch in Österreich an THEODOR SIEBS' Ausspracheregeln orientiert(e) (vgl. WIESINGER 1988: 18–20). Dessen Aussprachewörterbuch war seit seinem Bestehen lange Zeit hindurch die Leitlinie der österreichischen „Hochlautung“ gewesen. So wurde in den letzten Auflagen immer häufiger auf österreichische Aussprachemerkmale hingewiesen, was durch das „Österreichische Beiblatt“ von FELIX TROJAN weiter vertieft wurde. Diese „Hochlautung eignet sich im Sinne einer gesellschaftlichen Akzeptanz lediglich für Bühne und Film, Ansagen in Rundfunk und Fernsehen sowie Nachrichtenlesungen, künstlerische Vorträge, Hörspiele [etc.]“ (LIPOLD 1988: 31 f.).

ORF-Chefsprecherin EVA WÄCHTER-KOLLPACHER schreibt in einem Artikel aus dem Jahr 1995 anlässlich einer Tagung zum österreichischen (Standard-) Deutsch ebenfalls über die korrekte Sprache der Medien (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995). Zu diesem Zeitpunkt war sie Verantwortliche für die Sprecherausbildung im ORF, die sich lediglich an einen kleinen Personenkreis richtet, nämlich in erster Linie an Redakteure oder redaktionelle Mitarbeiter, die durch ihre journalistische Kompetenz auch selbst vor das Mikrofon treten und sprechen sollen (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995: 274). Zu Beginn des Artikels klärt die Chefredakteurin, was die gewünschte Sprachform ist, mit der in österreichischen Medien gesprochen wird und die Österreich nach 1945 entscheidend mitgeprägt hat. Danach wird auf den sprachlichen Inhalt der Ausbildung eingegangen, der für die Chefsprecherin 1995 relevant war.

Die Mediensprache sollte demzufolge überregional verständlich und akzeptiert sein, wobei sich der ORF nicht als „Oberlehrer der Nation und daher auch nicht als deren Sprachschule“ (ebd. 270) versteht. Sprache sei etwas Aktives und somit Veränderliches, also wäre es falsch, sprachliche Vielfalt in den Medien als sprachlichen Niedergang oder Verlust der hochsprachlichen Ebene zu bezeichnen. Der ORF sei zu jeder Zeit bemüht, Produkte bester Qualität zu liefern. Diese Produkte seien die Sendungen, nicht die Sprache. So habe jede Sendung ihr spezielles Format, wozu auch die Sprache zähle, die sich an ihr Zielpublikum anpasse, um die höchste Attraktivität zu erreichen. Dennoch, die höchste Sprachebene werde von der Gesellschaft automatisch mit dem höchsten Prestige verbunden, weshalb auf diese nie verzichtet, sie aber situationsbedingt unterschiedlich eingesetzt werde. Diese „Hochsprache“ soll für Österreicherinnen und Österreicher sofort als „österreichisch“ erkennbar sein und sich gleichzeitig von Sprechweisen in anderen deutschsprachigen Programmen abgrenzen – angestrebt wird also ein als „österreichische Hochsprache empfundenes Deutsch“ (ebd. 271). Österreichische (Sprach-)Identität jedoch über eine regionale oder dialektgefärbte Aussprache schaffen zu wollen, würde bedeuten, dass die *hochsprachliche* Ebene, die Sachlichkeit, Kompetenz und österreichische Gemeinsamkeit vermittelt, aufzugeben. Deshalb weist WÄCHTER-KOLLPACHER als *Sprachlogo* des ORF das österreichische Standarddeutsch aus, das jedoch situationsbedingt angepasst werden dürfe, wenn es der Sprecherrolle (Nachrichtensprecher, Moderator, Journalist, Reporter) entspreche und akustisch glaubhaft realisiert werde. Diese Variationsformen deutlich voneinander abzugrenzen sei unmöglich. Die Chefsprecherin setzt daher Einfühlungsvermögen und einen kompetenten Umgang mit Sprache voraus, die dem Sprecher ermöglichen, sein Zielpublikum und das jeweilige Thema wahrzunehmen und entsprechend darauf zu reagieren. Durch Änderungen der Lautung, des Tonfalls, Satzbaus und der Wortwahl werde er die beabsichtigte Wirkung erzielen (vgl. ebd. 272 f.).

Zurückkommend auf die gewünschte Mediensprache, werde ein Deutsch angestrebt, dass selbst auf der „höchsten Ebene“ nicht *bundesdeutsch* klingt; auch die Theateraussprache werde nur in einschlägigen Literatursendungen gewählt.

So etablierte sich, noch vor der Zeit von WÄCHTER-KOLLPACHER, im ORF die „Gebrauchssprache“ (ebd. 273), die dort ansetze, wo jemand etwas für seine situationsabhängige Berufssprache dazulernen oder in eine gewisse Sprechsituation eingewiesen werden muss; in Sprechtechnik wurde und werde keine Schulung gegeben. Diese Form der Ausbildung sei für Jahrzehnte im klassischen Rundfunk der Normalfall gewesen. Mehr als diese Schulung sei nicht nötig gewesen, da eine fundierte Sprecherausbildung bei Rundfunksprechern vorausgesetzt wurde (vgl. ebd. 273). Welche Kriterien diese „externe“ Ausbildung erfüllen musste, ist in WÄCHTER-KOLLPACHER Artikel nicht näher beschrieben. Man findet lediglich einen Hinweis auf ein „bestandenes Vorsprechen“ (ebd. 274). Die professionelle Ausbildung und geschult Aussprache würden aber durch die tägliche Praxis und die berufliche Routine schnell modifiziert. So basiere die Sprecher-ausbildung im ORF zwar auf dem Wissen in Bezug auf die SIEBS'schen Ausspracheregeln, aber auch auf der bewussten Distanzierung von diesen im eigenen Selbstverständnis. Die Richtlinien zur Modifizierung dieser *Bühnensprache* seien mündlich tradiert worden, weshalb darüber keine Aufzeichnungen zu finden seien. Der Wandel, weg von der SIEBS'schen Hochsprache hin zu einer etwas „authentischeren“ Sprecherstimme, sei historisch zu begründen: Ende der 1960er Jahre wurden die elektronischen Medien, allen voran das Fernsehen, immer populärer und alltägliche Reporterstimmen berichteten beispielsweise über die Zustände auf dem von Panzern überrollten Prager Wenzelsplatz direkt ins Wohnzimmer. Ein hochsprachlicher Kommentator mit geschultem Sprachklang würde in einer solchen Situation distanziert und fehl am Platz wirken – Authentizität war das neue Gebot. Medienhistorisch sei nicht nur von einem sprachlichen Umbruch zu sprechen, sondern von einer Gesamtveränderung des Zielpublikums (vgl. ebd. 274 f.).

Die österreichische Bevölkerung war in den Nachkriegsjahren selbstbewusster geworden, hatte politische, wirtschaftliche und soziale Sicherheit gewonnen und konnte sich auf ein stabiles politisches System verlassen (vgl. TRIBUTSCH/ULRAM 2004: 59). Kurz, man wollte nicht mehr aufgerufen, erzogen oder belehrt werden, sondern unterhalten und informiert. Diesem Trend mussten auch Fernsehen und

Rundfunk folgen – sprachlich sowie programmgestalterisch. So änderte sich seit Ende der 1960er Jahre das Sprechtempo. Was einstmals *legato* gesprochen wurde, war nun *portato* zu nehmen und das frühere *portato* beschleunigte sich zum *staccato*. Das erhöhte Sprechtempo beeinflusste die Artikulation in erheblichem Maße. Durch den größeren Artikulationsaufwand war es z. B. nicht mehr möglich, das gerollte Zungenspitzen-*r*, das bis dahin als wesentlicher Bestandteil der korrekten Aussprache betrachtet wurde, zu gebrauchen, da es auch zusehends als Störgeräusch, besonders in kurzen Silben nach Vokalen, wahrgenommen wurde. Ebenso empfand man die Vollform der Nachsilbe *-en* als zu gekünstelte und bundesdeutsche Aussprache, weshalb man stattdessen einen Schwa-Laut artikulierte (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995: 275).

All diese geforderten Aussprachegrundlagen seien relativ frei trainiert worden. Zumindest gibt WÄCHTER-KOLLPACHER (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995) an, dass die Sprachtrainer ihre Unterrichtsmaterialien frei wählen dürfen, da sie selbst durch ihre langjährige Arbeit vor dem Mikrofon wissen, was korrekte Sprache in den verschiedenen Sprechsituationen des ORF bedeutet. Außerdem wird bestätigt, dass kein Sprachunterrichtsbehelf, wie beispielsweise „Aderhold“ (vgl. ADERHOLD 1998), „Kleiner Hey“ (vgl. REUSCH 1975) oder „Balser-Eberle“ (vgl. BALSER-EBERLE 1976), und auch nicht das vom ORF selbst herausgebrachte Sprechtrainingsbuch „eins zu eins unterrichtet werden“ können, da Praxis und Theorie zumeist weit auseinanderklaffen. So sei es die primäre Aufgabe der Trainer zur genauen Prüfung der Sprechenebene anzuleiten, ob und inwieweit beispielsweise das stimmhaft anlautende *s* oder wie die Endsilbe *-ig* zu artikulieren sind (vgl. ebd. 277 f.). Die Ausbildung beruht auf individuell konzipiertem Einzelunterricht, der im ersten Schritt grundlegende Stimmbildung, dann erst Artikulationstraining und Agogik vermittelt (ebd. 276).

Neben all den Anforderungen hinsichtlich der korrekten Sprache, der richtigen Einschätzung der Sprechsituation und dem geschulten Registerwechsel, vertritt die Chefsprecherin im Allgemeinen aber den Ansatz, dass das österreichische

(Standard-)Deutsch variantenreich sein darf – auch „innerhalb der Sendungen im ORF (ebd. 279)“.

6.2 Stand 2016

Was die sprachliche Außenwirkung des ORF betrifft, so findet man auf der Webseite des ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNK die Broschüre *Sprachtraining. Über Sprache und Sprechen im ORF* (vgl. GODLER 2016). Der erste Teil der 2. überarbeiteten Auflage vom März 2016 (Hg. GODLER, HAIMO) beschäftigt sich mit dem Sprechtraining im ORF, das nicht dazu dient, „die persönliche Ausdrucksweise eines/einer jeden Einzelnen zu „verschönern““ (GODLER 2016: 8), sondern die Ausdrucksweise stimmlich, artikulatorisch und sprachlich so frei und persönlich zu gestalten, dass dies die Authentizität des Gesagten unterstreicht. Hierzu werde vom älteren Teil des Publikums ein Deutsch mit österreichischer Klangfarbe und österreichischem Vokabular gewünscht. Für jüngere Publikumsschichten sei dieser Aspekt kaum relevant, wobei der affirmierte Sprachgebrauch weniger in der Regionalität der Aussprache, als bei der Wortwahl liege. Das bedeutet also, dass der ORF seine Sendungen in Bezug auf Wortwahl, Sprachduktus und Tempo genau an das Zielpublikum anpasst. Dennoch dürfe Sprache nicht willkürlich verwendet werden, denn „das Identitätsstiftende der ORF-Programme bleibt [...] Aufgabe und Herausforderung“ (ebd. 9). Aus diesem Grund wird in der gemäßigten Hochlautung gesprochen, die, im Gegensatz zur reinen Hochlautung, Regionalismen zulässt. Ausnahmen stellen literarische Texte, Fernseh- und Radiofeatures mit großem formalem oder künstlerischem Anspruch und gelegentlich Promotionen dar. Ein Beispiel hierfür stellt die Nachsilbe *-ig* dar. In der reinen Hochlautung wird diese Silbe am Wortende gerieben, also zu [-ɪç]. In der gemäßigten Hochlautung österreichischer Prägung bleibt die Nachsilbe *-ig* ungerieben – wird also als [-ɪk] ausgesprochen. Für die Arbeit des ORF bedeutet

es, dass das Wort *sonnig* im Wetterbericht oder in einer Moderation mit -k ausgesprochen wird, als Teil eines Originalzitates in einer Literatursendung jedoch mit ç (vgl. ebd. 9).

Ein Team von erfahrenen Trainern schult die Auszubildenden in Stimmbildung, Artikulation und Ausspracheregeln sowie Präsentation. Das Stimmbildungskonzept geht auf Prof. ROBERT CASAPICCOLA zurück, der bis zu seinem Tod im Jahr 2000 ORF-Mitarbeitern richtiges Atmen und stimmlichen Wohlklang durch eine gut abgemischte Stimme (Grund- und Obertöne im richtigen Verhältnis) beibrachte (vgl. ebd. 10).

Neben der *Aussprache von Namen geographischer Natur* und dem Gebot der neuen Rechtschreibung, widmet sich GODLER (2016) auch der sprachlichen Gleichbehandlung, die nicht nur ORF-intern, sondern auch im redaktionellen Alltag und in der externen Kommunikation zu verfolgen ist. Dieser sensible Sprachgebrauch richtet sich vor allem an Schreibweisen, in denen Frauen und Männer gleichermaßen als physische, und nicht etwa als juristische, Personen gesehen werden. Die Verwendung des Binnen-I ist zwar gebräuchlich, jedoch nicht regelkonform und wird daher auch nicht in der ORF-Kommunikation verwendet. Für eine tatsächliche sprachliche Gleichbehandlung wird die Form der Aufzählung gebraucht, beispielsweise *Redakteurinnen* und *Redakteure* oder *Mitarbeiterinnen* und *Mitarbeiter*, oder man setzt gendergerechte Umschreibungen ein, wie zum Beispiel *die Redaktion* oder *die Belegschaft*. Kreationen wie *Frauschaft* (statt *Mannschaft*) oder *frau* (statt *man*) sind in der internen sowie externen ORF-Kommunikation auszuschließen (vgl. ebd. 13).

Der zweite Teil von GODLER (2016) beschäftigt sich mit *antidiskriminierender Sprache*. Durch Begriffserklärungen und des Aufzeigens von Wirkungsweisen der Sprache soll sprachliche Sensibilität, soziale Kompetenz und Aufmerksamkeit gegenüber sprachlichen Stereotypen sowie benachteiligten gesellschaftlichen Gruppen entstehen. Es werden Hilfestellungen geboten, um bereits verfestigte Sprachmuster aufzubrechen und Veränderungen im Sprachgebrauch krea-

tiv gestalten zu können. Außerdem finden sich Argumentationshilfen, um etwaigen Einwänden gegen eine geschlechtergerechte Sprache entgegenzutreten zu können.

Mit dem Themenkomplex *Behinderung und Sprache* setzt sich der dritte Teil auseinander. Es wird klargestellt, dass behinderte Menschen nicht auf ihre Behinderung reduziert werden sollen, da diese keine originär menschliche Eigenschaft darstellt. Deshalb spricht man in diesem Zusammenhang von *Menschen mit besonderen Bedürfnissen* (ebd. 19). Des Weiteren werden einige Phrasen aufgezeigt, die in Bezug auf Behinderung im heutigen Sprachgebrauch frequent gebraucht werden, jedoch negativ konnotiert sind und dringend geändert werden müssen. Beispielsweise sollten Ausdrücke wie *an den Rollstuhl gefesselt* / *an einer Behinderung leiden* vermieden werden, da sie oft Leid implizieren und den Betroffenen Selbständigkeit abspricht. Eine Alternativumschreibung ist *einen Rollstuhl benutzen*, denn dadurch wird Mobilität und Beweglichkeit vermittelt. Der sprachsensiblen Phrase *Menschen mit Lernschwierigkeiten* / *Menschen mit Lernschwächen* / *Menschen mit mentaler Behinderung* ist Vorzug zu geben vor *geistiger Behinderung* / *Geisteskrankheit*; auch ist *gehörlos* statt *taubstumm* oder *pflegebedürftige Person* statt *Pflegefall* zu sagen. Ebenso werden falsche Gegensatzpaare wie *behindert* - *normal*, aufgezeigt mit Klischees und Vorurteilen soll gebrochen und Hilfestellungen zu Interviewsituationen mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen sollen gegeben werden (vgl. GODLER 2016: 20–23).

Der vierte Teil der Broschüre (vgl. GOLDER 2016) stellt einen Ausschnitt aus BERNHARD (2002) dar. Die Autorin arbeitet als freie Sprecherin und Sprechtrainerin beim ORF und ist Autorin mehrerer Fachbücher zum Thema *Sprechen*.

In diesem Ausschnitt wird anfangs erklärt, wie Atmung funktioniert und welche Muskeln hierzu notwendig sind. Erklärt wird die Bauchatmung, die für das Sprechen notwendig ist, und es werden einige Übungen zur Verfügung gestellt, mit der die Beweglichkeit des Zwerchfells trainiert sowie die richtige Atmung automatisiert wird (vgl. ebd. 24 f.). Danach wird erklärt, wo und wie Stimme erzeugt

wird, und im Anschluss werden praktische Übungen zur Stimmlockerung, Modulation, zum Stimmeinsatz und -absatz und zum Finden der eigenen Resonanzräume gegeben (vgl. ebd. 26–32). Spezieller geht BERNHARD (2002) auf die Artikulation ein. Erklärt werden die Artikulationsorgane wie Zunge, Lippen, Gaumensegel, harter Gaumen, Zahndamm, Zähne und Zäpfchen und es wird ein kurzer theoretischer Abriss darüber gegeben, was Artikulationsübungen und Zungenbrecher bewirken, nämlich, dass die Artikulationsorgane beweglicher werden und dadurch das Sprechen deutlicher und präziser wird. Ebenso wird der Sprechausdruck intensiviert und die Mimik natürlicher, was für die Entfaltung der Stimmresonanz besser ist. Es folgt ein kurzer Einblick in die Grundlagen der Sprechtechnik und es werden Begriffe erklärt wie stimmhafte und stimmlose Konsonanten (vgl. ebd. 33–37). Gegen Ende des Beitrags gibt es Hilfestellungen in Bezug auf die Betonung beim Textlesen. Es werden unterschiedliche Betonungsarten aufgezeigt, im Resümee wird aber festgestellt, dass die Hauptbetonung dennoch *das* Wort erhält, das den größten Mitteilungswert hat, und dass man keine Scheu vor Pausen haben soll, denn diese tragen zur Verständlichkeit des Textes bei (vgl. ebd. 38–46).

Der fünfte Teil beschäftigt sich mit dem Umgang mit Fremdsprachen. Laute entsprechender Sprachen wie Italienisch, Kroatisch, Polnisch, Portugiesisch uvm. werden hier mittels Lautschrift angegeben und mit Beispielwörtern verdeutlicht (vgl. ebd. 47–52).

Der letzte Teil *Immer wieder gehört – und trotzdem falsch* umfasst eine Handvoll Wörter, die im alltäglichen Sprachgebrauch immer noch falsch verwendet werden, und gibt die richtige Aussprache mit Erklärung an: (*Schloss*) *Belvedere* wird falsch als \bälwedä:\ ausgesprochen. Da die Sommerresidenz des Prinzen Eugen aber einen italienischen und keinen französischen Namen hat, heißt es richtig \bälwede:re\. Ebenso wird das Wort *bisher* oft auf der ersten Silbe betont, was falsch ist, da es endbetont wird (vgl. ebd. 53).

7 Interview mit Chefsprecher HAIMO GODLER

Um einen genaueren Einblick in den derzeitigen Umgang mit Sprache im ORF zu erhalten, wurde ein Experteninterview mit dem derzeitigen Chefsprecher HAIMO GODLER geführt. Seit 1988 ist er für den ORF als Journalist und Sprecher tätig und kümmert sich seit 2015 in der Funktion des Chefsprechers einerseits um die Qualitätssicherung in Bezug auf Sprechen und Sprache im ORF, andererseits um die sprachliche Ausbildung neuer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

7.1 Methodisches Vorgehen

Das Format des Experteninterviews wird in der Sozialforschung sehr kritisch betrachtet. Gründe dafür sind beispielsweise die ungenaue theoretisch-methodologische Fundierung der Erhebungsform sowie die Anforderung nach Offenheit und die unterschiedlich diskutierte Problematik der Nicht-Beeinflussung des Befragten. Trotz allem bedarf das Experteninterview, genauso wie jede andere Form der Datenerhebung, einer „sorgfältigen Begründung und theoretischer Fundierung“ (BOGNER [u. a.] 2002: 16). In diesem Prozess stellt die Expertenidentifikation ein wesentliches Element dar, die sich durch drei Zugänge auszeichnet: den „voluntaristischen“, „konstruktivistischen“ und „wissenssoziologischen“ Expertenbegriff (vgl. ebd. 40 f.).

Nach dem *voluntaristischen* Expertenbegriff gilt jeder Mensch als Experte, als Experte des eigenen Lebens. Diese Definition wurde aber wiederholt kritisiert, da das Alltagswissen beispielsweise durch narrative oder problemzentrierte Interviews erfragt werden kann. Die *konstruktivistische* Anschauung hinsichtlich des Expertenstatus lässt sich in zwei Ansätze unterteilen: der methodisch-relationale vertritt die Ansicht, dass „bis zu einem gewissen Grad jeder Experte auch das Konstrukt eines Forschungsinteresses ist“ (ebd. 40), wenn man davon ausgeht, dass der Befragte ein für die Untersuchung relevantes Wissen besitzt. Der Experte muss daher keine hohe Position innerhalb einer Organisation innehaben, um relevante Auskünfte zu einem Themenbereich zu geben. Im Gegensatz dazu

steht der *sozial-repräsentative* Ansatz, der denjenigen zu einem Experten erhebt, der „gesellschaftlich zum Experten wird, d. h. in der sozialen Realität als Experte angesehen wird“ (ebd. 41). Der dritte Expertenbegriff ist der wissenssoziologische, bei dem der Experte als Wissenschaftler mit sicherem, eindeutigem Wissen auftritt.

Im Rahmen vorliegender Arbeit wird der konstruktivistische Expertenbegriff gewählt, wobei ein Zusammenspiel beider oben erwähneter differenzierter Ansätze angenommen wird. Ganz allgemein lässt sich ein Experte bei jeder Erhebung durch das jeweilige Forschungsinteresse definieren:

Der Experte ist als eine Person zu begreifen, die vermittels des Besitzes bzw. der Zuschreibung besonderer Kompetenzen über einen sozialen Status verfügt bzw. eine Funktion ausübt, die sie in den Stand setzt, ihre Handlungsorientierungen und Situationsdefinition auch durchsetzungsfähig zu machen (BOGNER 2002: 66).

HAIMO GODLER wird durch folgende Kriterien der Expertenstatus zugesprochen:

- ORF-Journalist und Sprecher seit über 30 Jahren
- Chefsprecher des ORF seit 2015
- verantwortlich im ORF für die Qualitätssicherung Sprechen und Sprache
- Kurzinterviews in Bezug auf das *österreichische Deutsch* im ORF

Das Interview wurde mittels Leitfaden²¹ geführt, da durch diese Befragungsmethode eine offene Gesprächsführung gewährleistet war, die eine Erweiterung und Vertiefung im Licht der Antworten des Befragten ermöglichte. Relevante Erfahrungen und Hintergründe konnten auf diese Weise besser miterfasst werden.

²¹ Das transkribierte Interview befindet sich im Anhang.

7.2 Auswertung

Gleich zu Beginn des Interviews mit Chefsprecher HAIMO GODLER stellt dieser klar, dass ein Chefsprecher die allgemeinen sprachlichen Richtlinien des ORF vorgibt, es jedoch letztlich in der Verantwortung des Gestalters liegt, was in einem Beitrag tatsächlich wie gesprochen wird. Aber auch das ORF-Gesetz und die Programmrichtlinien bieten Anhaltspunkte für die sprachliche Realisierung. GODLER betont wiederholt, dass weder er noch die Richtlinien des ORF ein Verbot für bestimmte Ausdrücke aussprechen, sondern lediglich Empfehlungen und Erklärungen abgeben, weshalb der eine Begriff besser zu gebrauchen ist als der andere.

In Bezug auf das *österreichische Deutsch* meint Chefsprecher GODLER, dass die Formen des gesprochenen Deutsch in Österreich so dispers seien, dass man von *dem* österreichischen Deutsch nicht sprechen könne. Da sich das Vokabular trotz der Kleinheit der Republik von Region zu Region unterscheidet und auch Aussprachegewohnheiten divergieren, probiert er es auch innerhalb des ORF, diese Vielfalt beizubehalten. Der Begriff der Standardsprache werde vermieden und stattdessen versucht eine mehrheitsfähige Form des Sprechens zu propagieren versucht. Dennoch gebe es in der in Österreich gesprochenen deutsche Sprache Ausdrücke, die in einem Gebiet, beispielsweise Vorarlberg, zwar durchaus üblich und richtig sind, im Rest des Landes jedoch als bundesdeutsch wahrgenommen würden. GODLERS Empfehlung ist hier, diese Begriffe trotz der Dialektvielfalt nicht zu verwenden, da sich ein Großteil des Publikums mit einem „deutschländischen“ Begriff konfrontiert sehe und nicht wisse, dass diese Bezeichnungen in Vorarlberg durchaus gebräuchlich seien.

Als Grundlage für seine sprachlichen Entscheidungen auf der Wortebene zieht GODLER in erster Linie das Österreichische Wörterbuch (ÖWB) heran. Wenn ein Begriff den Schluss zulässt, dass er demzufolge akzeptiert ist, darf er gebraucht werden. Jedoch, so GODLER, müsse einem bewusst sein, dass sowohl das ÖWB als auch der Duden keine „Hüter der reinen Lehre“ seien. Sie würden die Entwicklung der Sprache beobachten und Begriffe aufnehmen, die sie für eingeführt

genug halten – was die berechtigte Kritik aufkommen lasse, dass ein Wort nur lange genug gebraucht werden müsse, bis es aufgenommen und zugelassen werde. Dadurch werde die Frage aufgeworfen, was korrektes österreichisches Deutsch eigentlich sei, das der ORF als Teil der Förderung der österreichischen Kultur pflegen solle. Genauso wenig, wie man das österreichische Deutsch nicht in Form eines Gesetzes festlegen könne, könne man den sprachlichen Wünschen eines jeden Radiohörers gerecht werden, denn die Vorstellungen des richtigen Deutsch divergieren je nach Alter oder Sozialisation, so der Chefsprecher. Der ORF als öffentlich-rechtliche Institution habe sehr wohl eine gewisse Identität, die sehr stark mit der Sprache verknüpft sei. Für GODLER ist es eine „hochkomplexe und hochkomplizierte Angelegenheit“ die sprachliche Balance zu halten: Der ORF werde als sprachlich zufriedenstellend empfunden, wenn in einer Art gesprochen werde, die der persönlichen Vorstellung von Identität entspreche. Werde jedoch nicht so gesprochen, Sorge das wiederholt für Kritik. Vorrangig sei dabei, dass die Form des Sprechens und der Sprache zu jeder Zeit in allen Programmen so beschaffen sei, dass das Publikum sie verstehe und seinen Identitätsanspruch weitgehend erfüllt sehe. Die Existenz von vielen unterschiedlichen Formen des Sprechens in Österreich bedeutet für GODLER also, dass man auch viele unterschiedliche Formen von Sprache und Sprechen produzieren und senden muss, weil es den großen gemeinsamen Nenner im österreichischen Deutsch nicht gibt.

Trotz allem herrsche eine Wechselbeziehung zwischen dem ORF und dem Sprachverhalten der österreichischen Bevölkerung. Wie in elektronischen Medien gesprochen werde, habe Auswirkungen auf das jeweilige Publikum und umgekehrt, die Menschen, die für elektronische Medien in Österreich arbeiten, seien Teil des Publikums bzw. der Gesellschaft. Insofern gebe es eine Wechselwirkung und eine gegenseitige Beeinflussung. Dennoch sei es utopisch zu glauben, dass heutzutage ein bestimmter Begriff oder ein gewisses Sprachverhalten durch übermäßige Verwendung im ORF Einfluss auf das Gesamtpublikum Österreichs hätte, da sich die Medienrezeptionsgewohnheiten und die Mediensozi-

alisierung seit 1961 völlig verändert hätten. GODLER spricht in diesem Zusammenhang von „digital natives“, deren Mediensozialisierung unabhängig sei vom Entstehungsort des Mediums. Das bedeute, dass sich junge Leute das auf YouTube suchen, was sie interessiere, egal, ob es aus Hannover, Straßburg, Basel, Bozen oder aus St. Veit an der Glan stamme. Die regionale oder nationale Identitätsstiftung sei für sie bei weitem nicht so wichtig wie für den älteren Teil des Publikums. Dem gegenüber stehe die Generation 35+, wo der entsprechende Identitätsaspekt sehr wohl wichtig sei. Genauso, wie man also Programme und Sendungen produzieren müsse, die für beide Gruppen thematisch relevant sind, müsse man auch auf sprachlicher Ebene arbeiten, also die Sprache der Zielgruppe anpassen.

GODLERS Akzeptanz der Vielfalt ist auch in der Handhabung sprachlicher Formen zu sehen, die nicht als Norm gelten und erst mit der Zeit als „richtig“ empfunden werden, beispielsweise das 2. Person Plural -s (*kommts/kommt*), die Verbkonjugation wie im Beispiel *trägt-tragt* oder die Verwendung des Dativs statt des Genitivs. Je nach Programmform, ob es eine Liveübertragung beim Fernsehsport oder eine Übertragung der Salzburger Festspiele ist, werde die Moderation an das Publikum angepasst. Je nach Sendeformat, Sender, Uhrzeit und Zielpublikum werde der Sprecher selbst entscheiden, mit welcher sprachlichen und grammatikalischen Präzision er spricht. Diese Kompetenzen sowie Stimmphysiologie, Sprechtechnik, Präsentation, Beiträge schreiben, Arbeit vor der Kamera, Dramaturgie und vieles mehr erlerne er beim journalistischen Assessment, wo man auch für das Mikrofon ausgebildet werde. Diese Ausbildung übernehmen lokale Trainer in allen Bundesländern, die das nötige Sachwissen mitbringen und auch pädagogisch-menschliche Kriterien erfüllen. Für GODLER zählen aber auch ganz profane praktische Gründe, nämlich wie oft ein Trainer coachen kann. Unterricht werde nicht nach einem bestimmten Lehrwerk, sondern es gebe eine unausgesprochene und von allen mitgetragene Qualitätsschwelle, die auf das technisch saubere Sprechen abziele. Ein Sprecher müsse also im Stande sein, *p*, *t*, *k* so zu artikulieren, dass es korrekt gebildet wird, und wissen, wann ein offenes

oder ein geschlossenes *e* zum Einsatz kommt. Falls es bei der Aussprache dennoch Unsicherheiten gibt, empfiehlt der Chefsprecher die Aussprachedatenbank²². Sie sei keine reine ADB-Aussprachedatenbank mehr, sondern eine Aussprachedatenbank für elektronische Medien in Österreich, in Deutschland, der Schweiz, in Südtirol sowie im Elsass und Belgien. Ausspracheabweichungen zwischen der in Österreich üblichen Form und der Norm seien extra vermerkt und die Varianten mit Lautschrift dargestellt.

Abgesehen davon sei der natürliche Sprachwandel zu berücksichtigen, der das *österreichische Deutsch* allmählich unter Druck setze. Seit Mitte der 1990er Jahre habe sich die deutsche Mediensprache in Österreich stark verändert. Bis dahin sei die allgemein in Österreich verwendete Mediensprache konkurrenzlos gewesen, da es weder Internet noch Fernsehempfang aus anderen deutschsprachigen Gebieten gab. Seit es diese Konkurrenz gibt, spielt bei den älteren Kollegen, so GODLER, die „Bewahrung“ eine gewisse Rolle, bei den jüngeren weniger. Wie schon zuvor erwähnt, sei es Jüngeren weniger wichtig, wo etwas produziert wurde, es zähle der Inhalt und Unterhaltungsfaktor. Wenn man also die Form der Sprache aus der „guten, alten Zeit“ verteidige, dann werde dabei immer übersehen, dass das, was verteidigt wird, überhaupt erst deswegen existiere, weil es anderes abgelöst habe. Und genau dieser permanente Veränderungsprozess von Sprach- und Sprechgewohnheiten finde jetzt auch statt – mit einer höheren Geschwindigkeit, da das Internet auf der Überholspur sei, aber „auch auf analoger Ebene kann man in jeder durchschnittlichen Trafik in Wien ein oder zwei internationale Zeitungen kaufen“. Für Chefsprecher GODLER verändert sich die deutsche Sprache von einer plurizentristischen zu einer zentristischen Sprache, ein Prozess, der auch nicht mehr umgedreht werden könne, außer man schalte in ganz Österreich das Internet ab, untersage den Verkauf von Büchern, die nicht von österreichischen Autorinnen und Autoren geschrieben worden sind, und Sorge dafür, dass lediglich ORF-Fernsehprogramme und Radioprogramme empfangen werden können. Damit könnte man das *österreichische Deutsch* für

²² ADB-Aussprachedatenbank: <https://adbmobile.hr-online.de/adbmobile/mobile/html/registration.html>

eine gewisse Zeit konservieren, was für GODLER „natürlich ein großer Quatsch“ ist.

Auch durch die Veränderung der Funktion von elektronischen Medien sei die Sprache im ORF eine andere geworden. Laut dem Chefsprecher war der Programminhalt früher stark edukativ und in Richtung Ausbildung bzw. Förderung der klassischen Tugenden in der Gesellschaft ausgerichtet. So war die Mediensprache sehr formell und weit von der Alltagssprache entfernt. Heute habe man nicht nur eine inhaltlich andere Herangehensweise, sondern passe auch den sprachlichen Habitus an externe Kriterien an, wie beispielsweise an das Medium, die Sendung, die Zielgruppe oder auch an die Tageszeit. Außerdem seien elektronische Medien nicht mehr als Bildungsprogramm ausgerichtet, sondern treten in erster Linie als kommerzielles Medium auf, das stark unterhaltend und tagesbegleitend orientiert sei.

Für GODLER steht fest, dass Radio und Fernsehen nur dann einen Nation-Building-Prozess fördern können, wenn die Reichweiten und die Marktanteile so groß sind, dass man einen relevanten Teil der Bevölkerung erreichen kann. Früher sei der ORF dazu in der Lage gewesen, da die Medienlandschaft eine andere und noch nicht so weit entwickelt gewesen sei. So geschehen beispielsweise bei der Angelegenheit Karl Schranz und seinem Ausschluss von den Olympischen Winterspielen in Sapporo. Wenn eine große Medieninstitution, wie der ORF seinerzeit, fast 100 % der Bevölkerung erreicht, dann hat das starken Einfluss auf eine Nation. Der Chefsprecher zweifelt daran, ob dies auch heutzutage in dieser Form noch funktionieren kann. Allein beim Fernsehen, das relativ gesehen das wirkungsmächtigste Medium sei, erkenne man, dass erfolgreiche, massenattraktive Fernsehprogramme fast ausschließlich auf Unterhaltung abzielen und der Informationsteil geringgehalten werde. Unter diesen Voraussetzungen eine Nation aufzubauen, kommt für GODLER eher nicht in Frage.

Dennoch fühle sich der ORF auf sprachlicher Ebene durch die Regionalradios noch immer identitätsstiftend. Der Identitätsaspekt sei hierbei essentiell, weil ein Zuhörer von RADIO KÄRNTEN das Gefühl haben solle, dass Kärntner für Kärntner

ein kärntnerisches Programm senden – mit Inhalten, die einen Kärntner Bezug haben und mit der Art des Sprechens, die zu einer regionalen Eigenheit gehörte. GODLER ist überzeugt davon, dass die Identität der Menschen auf regionaler Ebene und nicht auf überregionaler Ebene zu finden ist. Deshalb seien Regionalismen in den Radio- oder Fernsehprogrammen der Landesstudios sehr erwünscht. Dennoch, bei österreichweit ausgestrahlten Sendungen sollten die Regionalismen weitgehend vermieden werden, damit kein „provinzieller“ Eindruck entsteht.

8 Analyse

Von Chefsprecherin WÄCHTER-KOLLPACHER (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995) erfährt man, dass sich seit den 1960er Jahren das Sprechtempo und deshalb auch die Artikulation im ORF geändert hat. Da demzufolge 1995 schneller gesprochen und deswegen kein Zungenspitzen *-r* gebraucht und die Endsilbe *-en* durch eine Form mit Schwalaut ersetzt wurde, ist davon auszugehen, dass die ursprüngliche Mediensprache des ORF deutlich langsamer war. Dadurch war ein rollendes *-r* sowie die vollere Aussprache der Nachsilben möglich. Diese Annahme wird auch durch WIESINGER (1988: 18–20) bestätigt, wenn er schreibt, dass sich die österreichische Lautgebung stark an den Ausspracheregeln von SIEBS orientierte. Die Neunormierung der Aussprache ab den 1960er Jahren geschah auf Grundlage der Medienpräsentationsnorm und nicht wie früher auf Basis der Norm der SIEBS'schen Bühnensprache, da vom Publikum Authentizität verlangt wurde. Diese war vorerst nur über den Rundfunk zu realisieren. Doch besonders seit dem Aufkommen des Satelliten- und des Privatfernsehens Ende der 1980er-Jahre sind die elektronischen Medien zu dem vorrangigen Ort geworden, in dem soziale und sprachliche Normen bestimmt werden²³. Nicht mehr Theater und literarische Salons, sondern Fernsehen, Radio und Internet wurden zu normbildenden Instanzen (vgl. MUHR 2006 a: 99). Medienhistorisch kann man also von einem sprachlichen Umbruch sowie einer Gesamtveränderung des Zielpublikums sprechen.

Das Publikum hatte kein Interesse mehr an edukativ ausgerichteten Programminhalten, sondern wollte unterhalten werden, so GODLER. Diese Tendenz sieht er insofern bestätigt, als dass erfolgreiche, massenattraktive Fernsehprogramme fast ausschließlich auf Unterhaltung abzielen und der Informationsgehalt verhältnismäßig gering ist. Die neuen Medien verstehen sich weniger als

²³ So meint HOHENSINNER (vgl. 2006: 219), dass seit 1980 in Wien ein schnell fortschreitender „Dialektverfall“ zu verzeichnen ist, da Dialekt mit Unbildung gleichgesetzt wurde. Auch die Hinwendung zum „deutschländischen Deutsch“ wurde, laut MUHR (vgl. MUHR 2006 b: 290), durch den hohen Fernsehkonsum einerseits und der Untätigkeit der österreichischen Bildungseinrichtungen andererseits verstärkt. MUHR spricht an dieser Stelle bereits von einem Sprachwechsel, der vor allem durch die Medien zustande kam.

Bildungsinstitution, sondern unterhaltend und tagesbegleitend. Durch diese Änderung musste sich zwangsläufig auch die Sprache anpassen. Die sehr formelle und von der Alltagssprache entfernte Mediensprache musste sich nicht nur nach dem Zielpublikum, sondern auch nach dem Sendeformat oder der Tageszeit richten. WÄCHTER-KOLLPACHER (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995) betont, dass die Mediensprache situationsbedingt unterschiedlich eingesetzt werden darf, knüpft daran aber zwei Maximen. Erstens soll die Hochsprache, die für Medien einzusetzen ist, für Österreicherinnen und Österreicher sofort als *österreichisch* erkennbar und überregional verständlich und akzeptiert sein. Und zweitens sollen sich die Sprechweisen von deutschsprachigen Programmen aus Deutschland eindeutig abgrenzen. Diese Abgrenzung vom *deutschländischen* Sprachgebrauch ist auch für GODLER wichtig, obgleich viele als *deutsch* wahrgenommene Merkmale auch in der Sprachlandschaft Österreichs integriert sind, doch wissen die wenigsten Österreicherinnen und Österreicher davon und reagieren irritiert. So wird auch in der Broschüre des ORF die gemäßigte Hochlautung als bevorzugte Mediensprache ausgewiesen, weil diese Regionalismen zulässt und für den Identitätsaspekt essentiell ist (vgl. GODLER 2016: 9).

Es werden nicht nur dialektale Lexeme an das Sendeformat angepasst, sondern auch sprechtechnische Elemente, wie das Beispiel der Endsilbe *-ig* zeigt. Diese und viele weitere Sprachnuancen wurden bereits im Sprechtraining des ORF unter WÄCHTER-KOLLPACHER gelehrt und geprüft. Im Grunde wurde die Fähigkeit, die richtige Sprachsituation einzuschätzen, in der Ausbildung trainiert. Wie auch das heutige Ausbildungsprogramm des ORF richtete dieses sich auch schon 1995 in erster Linie an Redakteurinnen und Redakteuren oder redaktionelle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die auch selbst Texte vor dem Mikrofon einsprechen. Da damals eine fundierte Sprecherausbildung sowie ein bestandenes Vorsprechen für die Mitarbeit im ORF vorausgesetzt wurde, war Sprechtechnik kein Bereich der internen Schulung. Die Sprecherausbildung basierte zwar auf der SIEBS'schen Aussprachenorm, jedoch zugleich in der bewussten Distanzierung davon. So findet man auch in der Broschüre von 2016 den Verweis, dass das Sprechtraining dazu dient, die Ausdrucksweise stimmlich, artikulatorisch und

sprachlich so zu gestalten, dass es die Authentizität des Gesagten unterstreicht (vgl. GODLER 2016: 8). Aus diesem Grund wurde das Ausbildungskonzept von 1995 mit grundlegender Stimmbildung, Artikulationstraining und Agogik um Ausspracheregeln sowie Präsentationstechniken ergänzt; GODLER erweitert diese Aufzählung der Lehrinhalte mit Stimmphysiologie, Arbeit vor der Kamera und Dramaturgie. Mittlerweile wird für dieses journalistische Assessment keine externe Sprecherausbildung vorausgesetzt, sondern gute Stimmqualität.

In der Broschüre von 2016 findet man überdies einen sprachsensiblen Schwerpunkt – Themen wie Gleichbehandlung, antidiskriminierende Sprache und Behinderung und Sprache werden zusehends wichtiger (vgl. GODLER 2016: 15–23). Auch GODLER vertritt in seiner Funktion als Chefsprecher eine diesbezüglich sprachliche Präzision, was während des Interviews deutlich zu hören war. Wie diese Inhalte vermittelt werden, liegt auch heute noch frei in den Händen der ORF-Trainer, da kein Sprachunterrichtsbehelf „eins zu eins“ unterrichtet werden kann. Wie seinerzeit auch WÄCHTER-KOLLPACHER lässt GODLER seine Sprachtrainer ihre Übungseinheiten selbst gestalten, solange die unausgesprochene Qualitätsschwelle eingehalten wird, die auf „sauberes“ Sprechen abzielt. So findet man in der Broschüre einen Ausschnitt aus einem selbstgeschriebenen Lehrwerk der ORF-Trainerin BERNHARD, in dem sie die Grundlagen aller Lehrinhalte des Sprechtrainings erklärt und praktische Übungen anbietet (vgl. GODLER 2016: 24–26). Trotz allem, von 1995 bis heute ist man sich einig, dass sprachliche Vielfalt in den Medien keinen sprachlichen Niedergang oder Verlust der „Hochsprache“ bedeutet. Da jede Sendung ihr spezielles Format und somit auch ihre spezielle Sprache hat, wird die Sprecherin oder der Sprecher selbst entscheiden, mit welcher sprachlichen und grammatikalischen Präzision sie oder er spricht. GODLER betont auch, dass er als Chefsprecher lediglich Empfehlungen und Erklärungen abgeben kann, welcher Begriff besser zu gebrauchen ist bzw. worauf die ORF-Richtlinien verweisen. Letztlich liegt es in der Verantwortung der Gestalterin oder des Gestalters einer Sendung die Sprechweise so an das Zielpublikum anzupassen, damit die höchste Attraktivität erreicht wird.

Diese Attraktivität wird zu einem großen Teil durch die sprachliche Realisierung erzielt, da (Aus-)Sprache ein primäres Mittel zur Identitätsbildung und Identitätspräsentation ist (vgl. MUHR 2006 a: 96). WÄCHTER-KOLLPACHER äußert sich 1995 zurückhaltend in Bezug auf das dialektale Sprechen in Sendungen (vgl. WÄCHTER-KOLLPACHER 1995: 271). Sie will die österreichische (Sprach-)Identität nicht über den Dialekt definieren, denn das würde bedeuten, die sprachliche Ebene der Sachlichkeit und Kompetenz sowie der österreichischen Gemeinsamkeit aufzugeben. Als *Sprachlogo* des ORF wies sie das österreichische Standarddeutsch aus, das mit ausreichend Empathie und einem kompetenten Umgang mit Sprache unter der Prämisse angepasst werden darf, dass es akustisch glaubhaft realisiert wird (vgl. ebd. 272). GODLER hingegen empfindet die Formen des gesprochenen Deutsch so dispers, dass er die unterschiedlichen Aussprachegewohnheiten auch innerhalb des ORF beibehalten will. Da der Identitätsaspekt für den österreichischen Rundfunk noch immer einen essentiellen Baustein darstellt, sieht GODLER seine Aufgabe darin, die sprachliche Balance zwischen der gemäßigten Hochlautung des österreichischen Deutsch und den Dialekten zu halten. Da Identität vorrangig über die gemeinsame Sprache entsteht, sieht sich der ORF auf regionaler Ebene identitätsstiftend oder -fördernd. Bei den Regionalsendern im Rundfunk und Fernsehen ist eine regionale Einfärbung der Sprache erwünscht, denn, wenn in einer Art gesprochen wird, die der persönlichen Form der Identität entspricht, ist das Publikum zufrieden und fühlt sich verstanden. Auch in der Broschüre von 2016 ist nachzulesen, dass die österreichisch eingefärbte Klangfarbe des Deutschen von der älteren Generation – GODLER spricht hier von der Generation 35+ – erwartet wird (vgl. GODLER 2016: 9). Für die *digital natives* ist diese sprachliche Identitätsstiftung weit weniger wichtig, da ihre Mediensozialisation unabhängig vom Entstehungsort des Mediums ist.

Daraus lässt sich ableiten, dass der ORF wegen der veränderten Medienrezeption seit 1961 nur mehr relativen Einfluss auf das Sprachverhalten der österreichischen Bevölkerung hat. Es herrscht sehr wohl eine Wechselbeziehung zwischen Medien und deren Rezipienten, da die Menschen, die für elektronische Medien in Österreich arbeiten, auch Teil des Publikums bzw. der Gesellschaft

sind. Jedoch die Vorstellung, bestimmte Begriffe oder eine spezielle Sprechweise durch übermäßige Verwendung „einzuführen“, ist laut GODLER utopisch. Dasselbe gilt auch für die Förderung des Nation-Building-Prozesses. Radio und Fernsehen können dann Einfluss auf die Bildung einer Nation haben, wenn die Reichweite und der Marktanteil so groß sind, dass ein relevanter Teil der Bevölkerung erreicht werden kann. Zur Zeit der Schranz-Affäre 1972 hatte der ORF die Möglichkeit, Einfluss auf die Bevölkerung zu nehmen, doch da sich bis heute die Medienlandschaft sehr stark – besonders durch Fernsehen und Internet – verändert hat, ist eine Nationsbildung in dieser Form nicht mehr möglich.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die offensichtlichste Veränderung im Sprachhabitus des ORF das schnellere Sprechtempo ab den 1960er-Jahren war. Dadurch entfernte man sich von der Bühnensprache SIEBS' und die Berichterstattung fiel authentischer aus – ein Wunsch, der beim Publikum ab den 1980er-Jahren immer größer wurde. Dennoch wird bis heute die Maxime verfolgt, in der gemäßigten Hochlautung zu sprechen und sich bewusst vom Bundesdeutschen abzugrenzen. Die Chefsprecher bemühen sich, 1995 wie heute, lediglich Empfehlungen für bestimmte Begriffe abzugeben bzw. weisen die Sprechtrainer dazu an, das Abwägen des richtigen Sprachverhaltens ordnungsgemäß zu vermitteln. Letztlich ist es die Gestalterin oder der Gestalter oder die Sprecherin oder der Sprecher selbst, die oder der über die lautliche und grammatikalische „Präzision“ seines Sprechens entscheidet. Nicht nur diese Fähigkeit wird im Sprachtraining geschult, das sich laufend weiterentwickelt.

Da sich der ORF bis heute als wesentlichen Teil der österreichischen Kultur versteht, wird vor allem den Regionalsendern eine wichtige Rolle zugeschrieben. Da Identität aus dieser Sicht in Österreich eher auf regionaler als überregionaler Ebene entsteht, ist eine dialektale Färbung bei den regionalen Rundfunk- oder Fernsehsendern nicht nur möglich, sondern auch erwünscht. Der ORF hat heutzutage in sprachlicher Hinsicht sicherlich noch identitätsfördernden Charakter; den öffentlich-rechtlichen Rundfunk jedoch nach wie vor als aktiven Teil des Na-

tion-Building-Prozesses zu sehen, ist nicht mehr zeitgemäß. In den 1970er-Jahren war die Medienlandschaft noch nicht so ausgeprägt wie heute und der österreichische Rundfunk erreichte den Großteil der Bevölkerung. Unter diesen Umständen war eine Nations- und Identitätsbildung möglich, wohingegen heute die Mediensozialisation eine andere ist. Die Informationsquellen beschränken sich nicht mehr auf die nationale Ebene. Außerdem ist durch Internet und Fernsehen die Medienrezeption vom Medium (Presse, Fernsehen oder Rundfunk) unabhängig. Dadurch ist eine Konstruktion einer nationalen Identität im Sinn der frühen Zweiten Österreichischen Republik kaum noch realisierbar, hingegen Identitätsstiftung auf regionaler Ebene noch immer möglich.

9 Conclusio

Diese Arbeit untersucht die Position(ierung) des ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNKS hinsichtlich der Rolle „seiner“ Mediensprache bei der Konstruktion einer nationalen österreichischen Identität in der Zweiten Österreichischen Republik. Hierzu wurde die Entwicklung des österreichischen Rundfunks, speziell nach Ausrufung der Zweiten Republik, gemäß der österreichischen Bundesverfassung und anderer Gesetzestexte, aber auch unter Bezugnahme auf Publikationen des ORF analysiert. Daraus geht hervor, dass dem ORF seit seiner Gründung 1958 eine wesentliche Funktion im Nation-Building-Prozess der Zweiten Österreichischen Republik zukommt bzw. zukommen soll. Dies bezieht sich jedoch nur auf den programmgestalterischen Teil und nicht auf die sprachliche Realisierung des Programms. Trotz vieler Reformen und Gesetzesänderungen blieben diese Maximen einer österreichbezogenen Programmgestaltung zur Förderung der nationalen Identität und unabhängigen Berichterstattung erhalten.

Bei der Beantwortung der ersten Forschungsfrage nach einer spezifischen Mediensprache des ORF muss festgehalten werden, dass es diesbezüglich keine gesetzlichen Vorgaben gibt. Lediglich in Jahrbüchern, Beiträgen oder Broschüren des Rundfunks selbst findet man vereinzelte Anmerkungen zur gewünschten sprachlichen Qualität, die jedoch nicht ausreichend präzisiert wurden. In der vorliegenden Untersuchung konnte aber veranschaulicht werden, dass es über die Jahrzehnte hinweg einen konkreten mediensprachlichen (Selbst-)Anspruch im ORF gab bzw. nach wie vor gibt: in den 1970er-Jahren war der Gebrauch einer (nicht näher definierten) deutschen „Hochsprache“ gefordert, die keinem Dialekt entsprechen durfte, sehr wohl aber eine „österreichische Klangfarbe“ haben sollte, um sich vom bundesdeutschen Deutsch abzugrenzen. Im Laufe des nächsten Jahrzehnts entfernte man sich zusehends von der SIEBS'schen Bühnensprache und der Redefluss beschleunigte sich, da die Programmgestaltung ihren Schwerpunkt weg vom Edukativen hin zur Unterhaltung verlagerte und sich deshalb die Sprache dem Sendeformat und dem Zielpublikum anpassen musste.

Vor der Jahrtausendwende stand man dem Gebrauch von Dialekten noch zurückhaltend gegenüber, was sich in den letzten zwei Jahrzehnten änderte, da die „gemäßigte Hochlautung“ mit Akzeptanz von Regionalismen Einzug in den Rundfunk erhielt. Es kann also resümiert werden, dass nach 60 Jahren ORF zwar noch immer ein „österreichisch“ klingendes Deutsch gesprochen werden muss, jedoch nun auch österreichische Dialektismen in gewissen Sendeformaten zulässig – und sogar erwünscht – sind; abseits dieser Teilbereiche, muss eine Sprache gewählt werden, die die Information verständlich vermitteln kann, dem Gesagten Authentizität verleiht und sich dem österreichischen Vokabular (d.h. aus linguistischer Sicht: der Austriazismen) bedient.

Die zweite und dritte Forschungsfrage, ob die Mediensprache des ORF den Nation-Building-Prozess Österreichs beeinflusst hat bzw. es eine wechselseitige Beeinflussung der Mediensprache des ORF mit Formen der deutschen Sprache in Österreich gibt, kann bejaht werden. Der ORF transportiert gemäß seinem Selbstverständnis durch seine Mediensprache österreichische Identität und sieht sich daher noch heute als aktiver Teil einer „österreichischen“ Identitätskonstruktion. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs musste ein österreichisches Nationalbewusstsein, ein entsprechendes Wir-Kollektiv, durch die klare Abgrenzung zu Deutschland und dem Nationalsozialismus geschaffen werden. Man berief sich dabei nicht nur auf die originäre Geschichte Österreichs, sondern auch auf eine eigene (deutsche) Sprache. Durch die Schaffung des österreichischen Wörterbuchs und einer Aussprachedatenbank sowie des Protokolls Nr. 10 des EU-Beitrittsvertrag wurde dem „österreichischen Deutsch“ zumindest symbolisch eine Stellung eingeräumt, die die nationale Identität stärken sollte. Diese Komponente des Nation-Building-Prozesses ist sprachlich aber nur insofern geglückt, als im nicht-öffentlichen Diskurs den „österreichischen“ Dialekten eine wesentliche Bedeutung hinsichtlich einer österreichischen Identität zugeschrieben wird. Dies widerspricht dem linguistischen bzw. sprachpolitische Postulat der plurinationalen Auslegung der „Plurizentrität“ der deutschen Sprache. Denn es wird

gerade nicht das österreichische Standarddeutsch als Konstituente einer nationalen österreichischen Identität verstanden, sondern die dialektalen und umgangssprachlichen Sprachformen haben dieses Potenzial.

So wenig, wie es „die“ österreichische Sprache gibt, gibt es auch „die“ österreichische Identität. Das österreichische Nationalbewusstsein der Zweiten Republik und das entsprechende Verständnis auch als Kulturnation wurden mit Blick auf kulturelle und historische Narrative konstruiert. Durch die starke Abgrenzung auch auf sprachlicher Ebene von Deutschland und die Gründung eines Rundfunks, der den Auftrag hat(te), die „österreichische“ Kultur zu vermitteln und zu fördern, war es möglich, sich im Laufe der vergangenen 60 Jahre als eine Nation zu fühlen. Die sich nicht zuletzt auf regionaler Ebene manifestierende sprachliche Diversität der deutschsprachigen Bevölkerung Österreichs und die Berücksichtigung derselben durch den ORF spiegeln die Vielschichtigkeit der nationalen Identitätskonstruktionen der österreichischen Bevölkerung wider.

An diese Gedanken anknüpfend stellt sich die Frage, inwieweit derartige nationale Identitäten im europäischen Kontext der Globalisierung und Internationalisierung noch Wichtigkeit besitzen. Ist das Konzept des Nation-Building vielleicht bereits überholt?

Abstract

Diese Arbeit untersucht die Position(ierung) des ÖSTERREICHISCHEN RUNDFUNKS (ORF) hinsichtlich der Rolle „seiner“ Mediensprache bei der Konstruktion einer nationalen österreichischen Identität in der Zweiten Österreichischen Republik. Daraus geht hervor, dass im ORF seit seiner Gründung 1958 ein „österreichisch-klingendes“ Standarddeutsch verwendet werden soll, daneben sind – vor allem in jüngerer Zeit - aber auch als „österreichisch“ wahrgenommene Dialekte in gewissen Sendeformaten zulässig – und sogar erwünscht; grundsätzlich muss eine Sprache gewählt werden, die die gewünschte Information verständlich vermitteln kann, dem Gesagten Authentizität verleiht und sich eines „österreichischen“ Vokabulars (d.h. aus linguistischer Sicht: lexikalischer Austriazismen) bedient.

Die auch auf sprachlicher Ebene intendierte starke Abgrenzung von Deutschland und die Gründung des ORF, der den Auftrag hat(te), die „österreichische“ Kultur zu vermitteln und zu fördern, sind Komponenten des Nation-Buildings der Zweiten Österreichischen Republik. Die Vorstellung des ORF hinsichtlich seiner Mediensprache „österreichisches Deutsch“ und einer damit zusammenhängenden österreichischen Identität decken sich allerdings nur bedingt mit einschlägigen Postulaten der linguistischen „Plurizentrik“-Theorie. Die sich nicht zuletzt auf regionaler Ebene manifestierende sprachliche Diversität der deutschsprachigen Bevölkerung Österreichs und die Berücksichtigung derselben durch den ORF spiegeln die Vielschichtigkeit der nationalen Identitätskonstruktionen der österreichischen Bevölkerung wider.

Literaturverzeichnis

ADERHOLD, EGON (1998): Sprecherziehung des Schauspielers. Grundlagen und Methoden. Leipzig: Henschel.

AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: de Gruyter.

AMON, KARL (2004): Werden wir richtig informiert?. In: GODLER, HAIMO [u.a.] (Hg.): Vom Dampfradio zur Klangtapete. Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich. Wien/Köln/Weimar: Böhlau. 139-144.

ANDERSON, BENEDICT (1996): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/New York: Campus.

APA (2014): Österreichisch wird „bundesdeutscher“. In: Die Presse. 26.06.2014.

ARBEITSGEMEINSCHAFT KULTURELLE VIELFALT DER ÖSTERREICHISCHEN UNESCO-KOMMISSION (2014): <http://kulturrat.at/agenda/ORF/20140318>, 15.08.2018.

ASSMANN, ALEIDA (2006): Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München: C.H.Beck.

ASSMANN, JAN (2007): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: C.H.Beck.

BALSER-EBERLE, VERA (1976): Sprechtechnisches Übungsbuch. Wien: Österreichischer Bundesverlag.

BAYRHAMMER, BERNADETTE (2018): Koschka Hetzer-Molden: „Um Gottes Willen, ein Ashram?“. In: DIE PRESSE, Print-Ausgabe, 13.08.2018).

BELL, ALLAN (1997): Language style as Audience Design. In: COUPLAND, NIKOLAS/ JAWORSKI, ADAM (Hg.): Sociolinguistics. A reader and coursebook. New York: St. Martin's Press. 240-250.

BERNHARD, BARBARA (2002): Sprechtraining. Professionell sprechen – auf der Bühne und am Mikrofon. Wien: G & G Verlag.

BGBL. 1/1930. In: <https://www.ris.bka.gv.at/eli/bgbl/1930/1/A8/NOR40066723>., 08.06.2020.

BGBI. I Nr. 32/2001. In: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20001213>., 08.06.2020.

BGBI. 50/2010. In: <https://www.ris.bka.gv.at/eli/bgbl/I/2010/50>., 08.06.2020.

BGBI. I Nr. 83/2001. In: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000785>., 08.06.2020

BGBI. 152/1955. In: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000265>., 08.06.2020.

BGBI. 195/1966. In: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10003940>., 08.06.2020.

BGBI. 263/1924. In: https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=BgblAlt&Dokumentnummer=bgbl1924_0263_00732., 08.06.2020.

BGBI. 506/1993. In: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10001271&FassungVom=1997-04-30>., 08.06.2020.

BMBF (2014): Österreichisches Deutsch als Unterrichts- und Bildungssprache. Wien: Digitales Druckzentrum Renngasse.

BMUK (1951): Österreichisches Wörterbuch. Mittlere Ausgabe. Wien: Österreichischer Bundesverlag. Verlag für Jugend und Volk.

BODI, LESLIE (1995): Traditionen des österreichischen Deutsch im Schnittpunkt von Staatsräson und Sprachnation. Vom Reformabsolutismus bis zur Gegenwart. In: MUHR, RUDOLF/ SCHRODT, RICHARD/ WIESINGER, PETER (Hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky. 17-38.

BOGNER, ALEXANDER/ LITTIG, BEATE/ MENZ, WOLFGANG (Hg.) (2002): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Opladen: Springer.

BRAUNBECK, JOSPEH/SCHLÖGL, REINHARD (2004): Sturm- und Dranzeiten des Radios. In: GODLER, HAIMO [u.a.] (Hg.): Vom Dampfradio zur Klangtapete. Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich. Wien/Köln/Weimar: Böhlau. 11-30.

BRUCKMÜLLER, ERNST (1997): Mythen, Bilder, Stereotypen. Selbst- und Fremdbilder über Österreich. In: RÖMER, FRANZ (Hg.): 1000 Jahre Österreich. Wege zu einer österreichischen Identität. Vorträge anlässlich des Dies Academicus der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien am 10. Jänner 1996. Wien: WUV-Universitätsverlag. 7-34.

BRUCKMÜLLER, ERNST (1998): Die Entwicklung des Österreichbewusstseins. In: KRIECHBAUMER, ROBERT (Hg.): Österreichische Nationalgeschichte nach 1945. Der Spiegel der Erinnerung. Die Sicht von innen. Band 1. Wien u.a.: Böhlau. 369-396.

Bundesgesetz 397/1974. In: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1984_379_0/1984_379_0.html, 08.06.2020.

BURKART ROLAND (1998): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 3. Überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wien/Köln: Böhlau.

BUSCH, BRIGITTA/ PEISL, HELMUT (2003): Sprachenvielfalt im Wohnzimmer. Sprachenpolitik und Medien. In: BUSCH, BRIGITTA/ CILLIA, RUDOLF DE (Hg.): Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandsaufnahme. Wien u.a.: Peter Lang. 180-195.

BUSCH, BRIGITTA (2004): Sprachen im Disput. Medien und Öffentlichkeit in multilingualen Gesellschaften. Klagenfurt: Drava.

BUßMANN, HADUMOD (Hg.) (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. 4. Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner.

BVerfGE 31, 314. In: <https://www.telemedicus.info/urteile/Rundfunkrecht/81-BVerfGAz-2-BvF-168,-2-BvR-70268-2.-Rundfunkentscheidung-Taetigkeit-der-Rundfunkanstalten.html>, 08.06.2020.

BVG 396/1974. In: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000555>., 08.06.2020.

CILLIA, RUDOLF DE [u.a.] (1998): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

CILLIA, RUDOLF DE/ WODAK, RUTH (2006): Ist Österreich ein "deutsches" Land. Sprachenpolitik und Identität in der Zweiten Republik. Innsbruck u.a.: Studienverlag.

CLYNE, MICHAEL (1984): Language and Society in the German-speaking Countries. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

CLYNE, MICHAEL (1995): Sprachplanung in einer plurizentrischen Sprache. Überlegungen zur einer österreichischen Sprachpolitik aus internationaler Sicht. In: MUHR, RUDOLF/ SCHRODT, RICHARD/ WIESINGER, PETER (Hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache 2. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky. 7–16.

DE FLORIO-HANSEN, INEZ/ HU, ADELHEID (2003): Einführung: Identität und Mehrsprachigkeit in Zeiten der Internationalisierung und Globalisierung. In: ebd. (Hg.): Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg. VII-XVI.

EG-Vertrag Art. 151 (ex-Art. 128). In: <https://dejure.org/gesetze/EG/151.html>., 08.06.2020.

EHTREIBER, EWALD (2006): Das „Wörterbuch der politischen Sprache in Österreich“. Ein Arbeitsbericht. In: MUHR, RUDOLF/ SELLNER, MANFRED (Hg.): Zehn Jahre Forschung zum Österreichischen Deutsch. 1995-2005. Eine Bilanz. Wien u.a.: Peter Lang. 129-148.

ENTMAN, ROBERT M. (1993): Framing. Toward Clarification of a Fractured Paradigm. In: Journal of Communication. Jg. 43/4. ABI/INFORM Global. 51-58.

Entscheidung RS0125020. In: https://www.ris.bka.gv.at/JustizEntscheidung.wxe?Abfrage=Justiz&Dokumentnummer=JJT_19971020_AUSL000_000BSW19736_9200000_000&IncludeSelf=True., 08.06.2020.

ERGERT, VIKTOR (1975): 50 Jahre Rundfunk in Österreich. Band II. 1945-1955. Wien: Residenz.

ERGERT, VIKTOR (1977): 50 Jahre Rundfunk in Österreich. Band III. 1955-1967. Wien: Residenz.

Erk. 5.10.1954, K II-5, 7, 8/54. 2721 Kompetenzfeststellung in Angelegenheiten des Rundfunkwesens. „Telegraphengesetz“ im Sinne des Art. 10 Abs. Z. 9 B.-VG. In:

https://www.ris.bka.gv.at/JudikaturEntscheidung.wxe?Abfrage=Vwgh&Dokumentnummer=JWR_2002060165_20060328X03&ShowPrintPreview=True., 08.06.2020

ERIKSON, ERIK H. (1965): Kindheit und Gesellschaft. 2. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.

ERIKSON, ERIK H. (1966): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

FISHMAN, JOSHUA AARON (1975): Soziologie der Sprache. Eine interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Betrachtung der Sprache in der Gesellschaft. München: Max Hueber.

GLAUNINGER, MANFRED MICHAEL (2013): Deutsch im 21. Jahrhundert. ‚Pluri‘-, ‚supra‘- oder ‚postnational‘. In: SAVA, DORIS/ SCHEURINGER, HERMANN (Hg.): Im Dienste des Wortes. Lexikologische und lexiografische Streifzüge. Festschrift für Ioan Lăzărescu. Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Passau: Stutz. 123-132.

GODLER, HAIMO (2016): Sprachtraining. Über Sprache und Sprechen im ORF. 2. überarbeitete Auflage. Wien: Österreichischer Rundfunk, ORF.

GÖTZ, IRENE (2001): Arbeiten, etwas Leisten, Helfen. Leitmotive nationaler Identifizierung im biographischen Kontext. In: BINDER, BEATE/ KASCHUBA, WOLFGANG/ NIEDERÜLLER, PETER (Hg.). Inszenierung des Nationalen. Geschichte Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Köln/Weimar/Wien: Böhlau. 309-330.

HALL, STUART (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften II. Hamburg: Argument.

HALLER, MAX (1996): Identität und Nationalstolz der Österreicher. Gesellschaftliche Ursachen und Funktionen. Herausbildung und Transformation seit 1945. Internationaler Vergleich. Wien u.a.: Böhlau.

HEER, FRIEDRICH (2001): Der Kampf um die österreichische Identität. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

HELLER, MONICA (2005): The study of language and identity. Ethnicity and nationalism. In: AMMON, ULRICH u.a. (Hg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2nd complete revised and extended edition. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Volume 2. Teilband 2. Berlin/New York: De Gruyter. 1582-1586.

HILLMANN, KARL-HEINZ (2007): Wörterbuch der Soziologie. 5. Auflage. Stuttgart: Alfred Körner.

HOBBSWAM, ERIC J. (1991): Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.

HOHENSINNER, KARL (2006): Zur aktuellen Dialektentwicklung im österreichischen Donauraum. Sprachwandel versus Sprachwandel. Einige Beobachtungen. In: MUHR, RUDOLF/ SELLNER, MANFRED (Hg.): Zehn Jahre Forschung zum Österreichischen Deutsch. 1995-2005. Eine Bilanz. Wien u.a.: Peter Lang. 217-244.

JANSEN, CHRISTIAN/ BORGGRÄFE, HENNING (2007): Nation. Nationalität. Nationalismus. Frankfurt/Main: Campus Verlag.

JUREIT, ULRIKE (2001): Imagination und Kollektiv. Die „Erfindung“ politischer Gemeinschaften. In: ebd. (Hg.): Politische Kollektive. Die Konstruktion nationaler, rassistischer und ethnischer Gemeinsamkeiten. Münster: Westfälisches Dampfboot. 7-21.

KLAEGGER, SABINE/ MÜLLER, MARKUS H. (2004): Zur Einführung. Medien und kollektive Identitätsbildung. In: KLAEGGER, SABINE/ MÜLLER, MARKUS H. (Hg.): Medien und kollektive Identitätsbildung. Ergebnisse des 3. Frank-Romanisten-Kongresses. Aachen. 26-29. September 2002. Wien: Edition Praesens. 7-13.

KLAPPER, JOSEPH T. (1960): The Effects of Mass Communication. Glencoe, Illinois: The Free Press.

KLOSS, HEINZ (1978): Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. 2. erweiterte Auflage. Düsseldorf: Schwann.

KUNZE, ROLF-ULRICH (2005): Nation und Nationalismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

LEWI, HERMANN (1975): Das österreichische Hochdeutsch. Versuch einer Darstellung seiner hervorstechendsten Fehler und fehlerhaften Eigenthümlichkeiten. Wien: Bermann u. Altmann.

LIPOLD, GÜNTER (1988): Die österreichische Variante der deutschen Standardsprache. In: WIESINGER, PETER (Hg.): Das österreichische Deutsch. Wien u.a.: Böhlau. 31-54.

LUHMANN, NIKLAS (1996): Die Realität der Massenmedien. 2. Erweiterte Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

MCLUHAN, MARSHALL (1992): Die magischen Kanäle. Understanding Media. Düsseldorf u.a.: Econ Verlag.

MEAD, GEORG H. (1968): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

MALETZKE, GERHARD (1963): Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.

MARKHARDT, HEIDEMARIE (2006 a): 10 Jahre „Austriazismenprotokoll“ in der EU. Wirkungen und Nichtwirkungen. Chancen und Herausforderungen. In: MUHR, RUDOLF/ SELLNER, MANFRED (Hg.): Zehn Jahre Forschung zum Österreichischen Deutsch. 1995-2005. Eine Bilanz. Wien u.a.: Peter Lang. 11-38.

MARKHARDT, HEIDEMARIE (2006 b): Wörterbuch der österreichischen Rechts-, Wirtschafts- und Verwaltungsterminologie. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

MEINECKE, FRIEDRICH (1962): Weltbürgertum und Nationalstaat. München: R. Oldenbourg.

MERTEN, KLAUS (1999): Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Hamburg: LIT-Verlag.

MUHR, RUDOLF (1995): Zur Sprachsituation in Österreich und zum Begriff „Standardsprache“ in plurizentrischen Sprachen. Sprache und Identität in Österreich. In: MUHR, RUDOLF/ SCHRODT, RICHARD/ WIESINGER, PETER (Hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky. 75-109.

MUHR, RUDOLF (2003a): Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat. Das österreichische Deutsch. Seine sprachpolitische Situation. In: BUSCH, BRIGITTA/ CILLIA, RUDOLF DE (Hg.): Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandsaufnahme. Wien u.a.: Peter Lang. 196-225.

MUHR, RUDOLF (2003b): Die plurizentrischen Sprachen Europas. Ein Überblick. In: GUGENBERGER, EVA/ BLUMBERG, MECHTHILD (Hg.): Vielsprachiges Europa. Zur Situation der regionalen Sprache von der Iberischen Halbinsel bis zum Kaukasus. Frankfurt a.M.: Peter Lang.

MUHR, RUDOLF (2006a): Das Aussprachewörterbuch und die Aussprachedatenbank des Österreichischen Deutsch. Ein Bericht. In: MUHR, RUDOLF/ SELLNER, MANFRED (Hg.):

Zehn Jahre Forschung zum Österreichischen Deutsch. 1995-2005. Eine Bilanz. Wien u.a.: Peter Lang. 95-110.

MUHR, RUDOLF (2006b): Nachwort. 10 Jahre Forschung zum Österreichischen Deutsch. Eine kritische Bilanz. In: MUHR, RUDOLF/ SELLNER, MANFRED (Hg.): Zehn Jahre Forschung zum Österreichischen Deutsch. 1995-2005. Eine Bilanz. Wien u.a.: Peter Lang. 289-292.

MUHR, RUDOLF (2007): Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.

MÜLLER, BERNADETTE (2009): Identität. Soziologische Analyse zur gesellschaftlichen Konstitution von Individualität. Dissertation Karl-Franzens-Universität Graz.

OPPENRIEDER, WILHELM/ THURMAIR, MARIA (2003): Sprachidentität im Kontext von Mehrsprachigkeit. In: JANICH, NINA/ THIM-MABREY, CHRISTIANE (Hg.): Sprachidentität. Identität durch Sprache. Tübinger Beiträge zur Linguistik. 465 Tübingen: Gunther Narr. 39-60.

ORF-ALMANACH (1955): Almanach 1955. Wien: Rundfunkverlag.

ORF-ALMANACH (1969): Almanach 1969. Wien: Rundfunkverlag.

ORF-ALMANACH (1974): Almanach 1974. Wien: Rundfunkverlag.

ORF-ALMANACH (1991/92): Almanach 1991/92. Wien: Rundfunkverlag.

ORF; ÖSTERREICHISCHER RUNDFUNK (Hg.) (2013): Gesetze und Regulative. ORF-Druckerei.

PANAGL, OSWALD/ GERLICH, PETER (Hg.) (2007): Wörterbuch der politischen Sprache in Österreich. Wien: öbvhpt.

PELINKA, ANTON (1995): Österreich ist nicht gleich Österreich gleich Österreich. Vorwort zu Breuss, S., Liebhart, K., und Pribersky, A.: Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich. Wien: Sonderzahl. 7-11.

RHOMBERG, MARKUS (2009): Politische Kommunikation. Eine Einführung für Politikwissenschaft. Paderborn: Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG.

PENSOLD, WOLFGANG (2018): Zur Geschichte des Rundfunks in Österreich. Programm für die Nation. Unter Mitarbeit von Otmar Mortisch. Wiesbaden: Springer.

REUSCH, FRITZ (1975): Der kleine Hey. Die Kunst des Sprechens. Mainz: Schott.

- RIESCHER, GISELA (2005): Nation. In: NOHLEN, DIETER/SCHULTZE, RAINER-OLAF (Hg.): Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe 2. 3. aktualisierte und erweiterte Auflage. München: C.H.Beck. 601.
- RUISS, GERHARD /STECHE, ULRIKE (Hg.) (2017): Funkhaus Anthologie. Festschrift. Mit 73 Abbildungen und Bildlegenden von John Morrissey. Bundeskanzleramt Österreich.
- SARASIN, PHILIPP (2001): Die Wirklichkeit der Fiktion. Zum Konzept der imagined communities. In: JUREIT, ULRIKE (Hg.): Politische Kollektive. Die Konstruktion nationaler, rassistischer und ethnischer Gemeinsamkeiten. Münster: Westfälisches Dampfboot. 22-45.
- SCHÖNEMANN, BERND (1992): Volk, Nation, Nationalismus, Masse. VI. Frühe Neuzeit und 19. Jh. Einleitender Überblick. In: BRUNNER, OTTO/ CONZE, WERNER/ KOSELLECK, REINHART (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland 7. Stuttgart: Klett-Cotta. 281–284.
- SMUTNY, FLORIAN (2004): Das Nationale. Aktuelle Impulse für die Nationalismustheorie. Wien: Braumüller.
- STRAUB, JÜRGEN (1998): Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: ASSMANN, ALEIDA/ FRIESE, HEIDRUN (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp. 73-104.
- STUBKJAER, FLEMMING TALBO (2000): Nationalkonflikte in der Monarchie als Kampf um die Sprache. In: EBD. (Hg.): Österreich. Kultur und Identität. Heute und vor 100 Jahren. Odense: Odense University Press.
- TANTNER, ANTON (1995): Der „Schranz-Rummel“ von 1972. Geschichte, Sport, Krieg und Konstruktion von Nation. In: ZeitRaum. Zeitschrift für historische Vielfalt. Neue Folge. Heft 2/1995. 8-33.
- TRIBUTSCH, SVILA/ ULRAM, PETER A. (2004): Kleine Nation mit Eigenschaften. Über das Verhältnis zu sich selbst und zu ihren Nachbarn. Wien: Molden.
- VOCELKA, KARL (2010): Identität und Medien. In: Texte 3: Öffentlich-rechtliche Qualität im Diskurs. Hg.: ORF. Wien.

VOLTMER, KATRIN (2000): Massenmedien und demokratische Transformationen in Osteuropa. Strukturen und Dynamik öffentlicher Kommunikation im Prozess des Regimewechsels. In: KLINGEMANN, HANS-DIETER (Hg.): Zur Zukunft der Demokratie. Herausforderungen im Zeitalter der Globalisierung. Berlin: Sigma. 123-151.

WAGNER, PETER (1998): Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität. In: ASSMANN, ALEIDA/ FRIESE, HEIDRUN (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität. Frankfurt/Main: Suhrkamp. 44-72.

WEISS, HILDE (2004): Nation und Toleranz?. Empirische Studien zu nationalen Identitäten in Österreich. Mit einem Beitrag von Christoph Reinprecht. Wien: Braumüller.

WIESINGER, PETER (1988): Die deutsche Sprache in Österreich. Eine Einführung. In: EBD. (Hg.): Das österreichische Deutsch. Wien u.a.: Böhlau. 9-30.

WIESINGER, PETER (2008): Das österreichische Deutsch in Gegenwart und Geschichte. Austria: Forschung und Wissenschaft – Literatur. Band 2. Wien: Lit Verlag.

WODAK, RUTH (1997): ‚Die Österreicher sind von der Zeitgeschichte nicht gerade mit Samtpfoten behandelt worden‘. Zur diskursiven Konstruktion österreichischer Identität. In: RÖMER, FRANZ (Hg.): 1000 Jahre Österreich. Wege zu einer österreichischen Identität. Vorträge anlässlich des Dies Academicus der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien am 10. Jänner 1996. Wien: WUV-Universitätsverlag. 35-67.

WODAK, RUTH u.a. (1998) (Hg.): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

<https://www.duden.de/rechtschreibung/Nation>, 30.11.2019.

Anhang

Transkribiertes Interview

Katrin Baminger = B, Haimo Godler = G

B: Was ist Ihre genaue Position im ORF? Welche Aufgaben umfasst Ihre Tätigkeit? Seit wann sind Sie beim ORF?

G: Also, der Bereich meiner Arbeit, der für Sie interessant ist – auf den beschränke ich mich jetzt einmal – ich bin seit Anfang 2015 der Chefsprecher des Österreichischen Rundfunks. Meine Aufgaben sind: erstens die Ausbildung aller neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu organisieren, die ans Mikrofon sollen und zweitens die Qualität des ausgesprochenen Wortes auf mehreren Ebenen zu „monitoren“ und dann dafür zu sorgen, wenn es da Probleme, Fehlleistungen, Entwicklungsmöglichkeiten gibt, dass Besserung eintritt. Das kann bedeuten, dass ich die Kolleginnen und Kollegen, die schon länger im Haus sind und auch am Mikrofon arbeiten, wenn mir da was auffällt, kann ich Nachschulungen organisieren. Ich mache auf Fehler aufmerksam, die Aussprachefehler sein können, die Grammatikfehler sein können, die Ausdrucksfehler sein können und ich mache das auf verschiedenen Ebenen mit einem unterschiedlichem Diskretionsgehalt. Sehr viele Dinge werden in einem persönlichen Mail ganz kurz abgehandelt. Es gibt aber auch Rundmails, die mache ich zwei- dreimal, die im ganzen Haus publiziert sind, wo Aussprachehinweise oder Grammatikhinweise oder solche Dinge vorkommen.

B: Auf dieses Thema komme ich später noch zu sprechen. Zuerst noch: Würden Sie sich selbst als Dialektsprecher bezeichnen?

G: Als Dialektsprecher?

B: Ja bzw. sprechen Sie einen Dialekt?

G: Jetzt müsste man ganz fein auseinanderhalten, was ist Dialekt und was ist Mundart... Ich bin in Salzburg geboren und wenn ich drei Stunden in Salzburg bin, dann lege ich im Kopf den Schalter um und habe durchaus salzburgische Anklänge. Ansonsten probiere ich mich möglichst dialektfrei und auch mundartfrei – schon aus beruflichen Gründen – zu unterhalten und im profanen Leben, also im privaten Leben... Ich lebe seit über 30 Jahren in Wien, das färbt natürlich auch auf die eigene Art des Sprechens ab.

B: Und wie würden Sie das Österreichische Standarddeutsch oder diesen Begriff beschreiben oder charakterisieren?

G: Naja, ich bewundere Ihren Mut, darüber eine Masterarbeit zu schreiben. Es gibt verschiedene Bemühungen sei es von der Uni Graz von Professor Muhr oder von Professor De Cillia, das ein bisschen enger zu fassen. Letztendlich ist mein Eindruck, dass die Formen des gesprochenen Deutsch in Österreich so dispers sind, dass man von einer, von *dem* österreichischen Deutsch – das ist zumindest meine unmaßgebliche Meinung – überhaupt nicht sprechen kann. Das hat damit zu tun, dass sich das Vokabular trotz der Kleinheit der Republik von Region zu Region unterscheidet, dass sich Aussprachegewohnheiten unterscheiden und deswegen ist das, was ich versuche, zu forcieren im Haus, keine extrem scharf abgegrenzte Form des Deutschen, deswegen versuche ich Begriffe wie Standardsprache zu vermeiden, sondern ich versuche, wenigstens in eine mehrheitsfähige Form des Sprechens zu propagieren. Ich kann das anhand eines Beispiels illustrieren, was das bedeutet: in Vorarlberg gibt es Gebiete, wo man seit ewigen Zeiten „an Weihnachten, an Ostern, an Silvester“ sagt. Im Rest von Österreich wird das als Bundesdeutsch, als Deutsch, als „Deutschländisch“ empfunden, obwohl das falsch ist. Außer wir gehen dazu über, Vorarlberg nicht mehr als österreichisches Bundesland anzuerkennen, aber ich glaube soweit sollten wir nicht gehen... Meine Empfehlung in so einem Fall ist, obwohl es in einem Bundesland durchaus üblich ist, es so zu sagen, es trotzdem nicht zu verwenden, weil ein Großteil des Publikums gar nicht weiß, dass man das in

Vorarlberg durchaus verwendet und sich eher mit einem, in seinen Ohren, deutschländischen Begriff konfrontiert sieht und das wollen viele Leute nicht.

B: Dann würde ich jetzt direkt auf den ORF zu sprechen kommen, nämlich wer die sprachlichen Richtlinien entscheidet.

G: Im ORF sind ungefähr 90 bis 100 Personen on air. Wenn ich jetzt hier sitze – im Prinzip bin ich das, aber ich, man darf sich das nicht so vorstellen, dass ich um halb acht 900 Personen in den Hof antreten lasse und ihnen erkläre „Ab sofort verwenden wir Begriff A nicht mehr, sondern dafür den Begriff B!“ und jeder der zuwiderhandelt, wird mit drei Monaten Mikrofonverbot belegt. Das funktioniert so natürlich nicht. Das ist völlig unmöglich und zwar aus unterschiedlichen theoretischen, aber auch aus praktischen Gründen nicht, weil letztlich die Verantwortung für das, was in einem Beitrag vorkommt beim Gestalter, bei der Gestalterin, beim Journalisten, bei der Journalistin selbst liegt. Innerhalb des ORF-Gesetzes, des Medienrechtes, der Programmrichtlinien und von ein paar anderen Regularien, die es gibt, aber im Prinzip kann ich nicht jemanden anschaffen einen Begriff jetzt nicht mehr zu verwenden. Was ich maximal tun kann ist Empfehlungen abzugeben oder zu erklären, warum ich die Version A für besser halte als die Version B. Aber ich kann nicht hergehen und sagen „Bitteschön, die Version B ist ab sofort verboten und wer zuwiderhandelt, fliegt raus.“ Das geht so nicht, aber ich bin im Prinzip die Clearingstelle, die mit anderen im Haus solche Dinge abklärt und dann auch publiziert.

B: Und auf welcher Grundlage klären Sie das ab bzw. welcher Chefsprecher hat diese Richtlinien auf Grund welchem Material beschlossen?

G: Also, das läuft im Prinzip so ab: bei der Frage „Kann oder soll man einen bestimmten Begriff verwenden?“, nehme ich mal das Österreichische Wörterbuch und schau nach, ob der Begriff dort drinnen steht. Wenn der Begriff da drinnen steht in einer Art und Weise, die den Schluss zulässt, dass das offenbar ein sanktionierter, ein zugelassener Begriff ist, dann werde ich dagegen nicht auftreten. Deswegen ist das Österreichische Wörterbuch für mich die erste Instanz. Die zweite Instanz ist der Duden. Der Duden ist natürlich sehr stark

Deutschland orientiert und was er mit dem Österreichischen Wörterbuch gemein hat, ist der Umstand, dass man einen Begriff nur lang genug verwenden muss bis er da irgendwann mal vorkommt und damit ist er nämlich auch zugelassen unter Anführungszeichen. Also zu glauben, die Redaktion des Österreichischen Wörterbuchs oder die Redaktion des Dudens wäre sowas wie eine Hüterin der reinen Lehre ist ein Unfug. Sie sind die Wahrnehmer und Beobachter dessen, was gesprochen wird und übernehmen dann die Dinge, die sie für eingeführt genug halten. Aber im Prinzip sind es die zwei, an denen ich mich orientiere – was jetzt mal Wörter und Begriffe betrifft. Sehr oft geben das Österreichische Wörterbuch und der Duden über einen Begriff dieselbe Auskunft. Umgekehrt ist es so, wenn ein Begriff im Österreichischen Wörterbuch drinnen steht und damit in Anführungszeichen zugelassen ist, dann kann ich niemanden tadeln, der den Begriff in diesem Sinn verwendet, weil wenn wir hier unsere Aufgabe darin sehen, das österreichische Deutsch zu kultivieren, zu bewahren, zu pflegen, dann kann ich nicht jemanden kritisieren, der sich nach dem Österreichischen Wörterbuch richtet. Das wiederum fordert aber einen Teil des Publikums stark heraus, weil die Frage „Was ist überhaupt korrektes Deutsch, korrektes österreichisches Deutsch?“ eine Frage ist, die hochkomplex ist und die im Wesentlichen kommt es immer darauf an, wen man fragt. Die Antwort darauf ist immer – erstaunlicherweise oder eben auch nicht – immer genau das Deutsch oder die Form des Sprechens und der Sprache, mit der man selbst sozialisiert worden ist. Und das ist auch eine ziemlich statische Angelegenheit. Wenn man also mit einer Person spricht, die 70 Jahre alt ist, hat die durchaus andere Vorstellungen davon, was richtiges Deutsch ist, als eine Person, die 50 Jahre alt ist, oder eine die 30 Jahre alt ist. Und wenn man darüber hinaus noch die Unterscheidung zwischen „digital natives“ und „digital immigrants“ heranzieht als Kategorie, um das zu beurteilen, dann hat man noch einmal eine viel größere Schere, um die Formen des akzeptierten österreichischen Deutsch überhaupt auseinander zu halten. Also das ist eine hochkomplexe und hochkomplizierte Angelegenheit, die sehr – man darf ja nicht vergessen, dass der Österreichische Rundfunk als öffentlich-rechtliche Institution natürlich einen gewissen Identitätscharakter hat und Sprache hat sehr

viel mit Identität zu tun und fast alle Menschen wünschen sich, dass ihre persönliche Form der Identität sich in einem möglichst großen Rahmen bestätigt findet. Wenn also im ORF so gesprochen wird, wie man selber spricht, findet man den ORF sprachlich gesehen super. Und wenn aber im ORF nicht so gesprochen wird, wie man selber spricht, hat man das Gefühl „Da rennt irgendwas verkehrt“ und dass sorgt wiederholt für andere Kritik.

B: Hat der ORF daher einen sprachlichen Bildungsauftrag?

G: Also im ORF-Gesetz steht drinnen, dass wir uns um die Förderung der österreichischen Kultur bemühen müssen und das impliziert selbstverständlich auch die Pflege des österreichischen Deutsch, aber es ist nicht so und man kann das auch nicht bzw. ist es im Gesetz nicht festzuschreiben, was österreichisches Deutsch ist.

B: Haben Sie persönlich einen sprachlichen Bildungsauftrag, den sie unbedingt durchbringen wollen?

G: Also für ich selber – ich sehe das ein bisschen unreligiös, sage ich Ihnen ganz ehrlich. Für mich kommt es darauf an, dass die Form des Sprechens und der Sprache in allen Programmen – man spricht da von 12 Radioprogrammen und 4 Fernsehsendern – so beschaffen ist, dass das Publikum damit erstens versteht, worum es geht und auch soweit als möglich diesen Identitätsanspruch erfüllt sieht. Wenn diese beiden Bedingungen erfüllt sind, bin ich zufrieden. Ich bin polyglott und international genug, um höchstpersönliche eine Großzügigkeit walten zu lassen, weil ich habe kein Problem damit, mich mit anderen Sprachen auszudrücken und mir ist da jede Kleingeistigkeit eigentlich eher zuwider, aber wie gesagt, es kommt schon darauf an, dass wir den Bedürfnissen und Ansprüchen des Publikums genügen und das ist in Wahrheit das, worum es geht. Und wenn man jetzt aber, das habe ich vorher auch schon gesagt, zu Kenntnis nehmen muss, dass es viele unterschiedliche Formen des Sprechens in Österreich gibt, bedeutet das logischerweise, dass man auch viele unterschiedliche Formen von Sprache und Sprechen produzieren und senden muss, weil es den großen

gemeinsamen Nenner in dem Zusammenhang im österreichischen Deutsch einfach nicht gibt.

B: Ich dachte immer, dass der ORF eine Modellwirkung auf das Sprachverhalten der Österreicher hat. Oder ist es eigentlich genau umgekehrt, dass der ORF probiert, möglichst so zu sprechen, wie das ein Großteil der Bürger gerne hätte?

G: Erstens: es ist eine Wechselbeziehung. So wie im Radio und im Fernsehen – und das beschränke ich jetzt gar nicht auf den ORF – sondern so, wie in elektronischen Medien gesprochen wird, das hat eine Auswirkung auf das jeweilige Publikum und umgekehrt, die Menschen die für elektronische Medien in Österreich arbeiten, sind ja auch Teil des Publikums, sind ja Teil dieser Gesellschaft, und insofern ist es eine Wechselwirkung. Also die Sachen bedingen und beeinflussen einander. Es ist ein bisschen herzig, wenn man glaubt, in dem vom ORF produzierten Programmen, würde jetzt – ich phantasie jetzt – ein ganz bestimmter Begriff, von dem man sagt, der ist nicht österreichisch, wenn der wirklich ab sofort in allen Programmen, 12 Radiosender, 4 Fernsehprogramme, nicht nur verwendet würde, wäre die Auswirkung auf das Gesamtpublikum null. Zu glauben, dass selbst mit 12 Radiosender und 4 Fernsehprogrammen wir eine übermäßig prägende Form oder einen Einfluss hätten, ist herzig, aber ist in einem immer geringeren Ausmaß der Fall. Das hat auch damit zu tun, dass sich auch die Medienrezeptionsgewohnheiten völlig verändert haben. Zu einer Zeit, als ich klein war oder herangewachsen bin, da gab es FS1 und FS2 und nachdem ich in Salzburg aufgewachsen bin auch ARD, ZDF und das bayrische Fernsehen in der Stadt Salzburg zu sehen, aber in großen Teilen Österreichs war es nur FS1 und FS2 und die ORF-Radioprogramme. Dass es zu der Zeit sehr wohl möglich war, einen gewissen Einfluss auf die Formen des Sprechens und der Sprache zu haben, das will ich nicht bestreiten. Aber heutzutage geht die Mediensozialisierung ganz andere Wege als früher. Es gibt so etwas wie eine gläserne Decke, die liegt etwa so bei 33-35 Jahren – wenn sie darunter sind, sind sie „digital natives“, deren Mediensozialisierung unabhängig ist vom Entstehungsort des Mediums. Das heißt, junge Leute suchen sich auf YouTube das,

was sie interessiert und ihnen ist es völlig egal, ob das aus Hannover oder aus Straßburg oder aus Basel oder aus Bozen oder aus St. Veit an der Glan kommt. Für die ist auch diese Identitätsstiftung bei weitem nicht so wichtig als für den älteren Teil des Publikums. Und dem steht die Generation 35+ gegenüber, wo man sehr wohl auf diesen Identitätsaspekt abstellt und wo das besonders wichtig ist. Jetzt besteht das Problem darin, Programme oder Sendungen zu machen, die für beide Gruppen relevant und wichtig sind und da merkt man schon „Aha!“, genauso wie man sich thematisch und sendungsmäßig auch um Zielgruppen bemühen muss, muss man das wahrscheinlich auf der sprachlichen Eben auch tun. Und das ist etwas, dass ganz langsam, zumindest hier im Haus, heranwächst, die Kenntnis, dass das so ist.

B: Die Sprache verändert sich ja laufend. Deshalb gibt es sprachliche Formen, die noch nicht als Norm gelten und erst mit der Zeit „richtig“ werden. Zum Beispiel das 2. Person Plural -s (komm~~t~~s/kommt), trägt-tragt oder 2. und 3. Fall. Das sind Formen, die eigentlich nicht stimmen, aber man hört sie laufend. Wie gehen Sie damit um?

G: Das kommt auf die Form des Programms an. Bei einer Liveübertragung beim Fernsichtsport braucht man auf so etwas nicht allzu viel Rücksicht zu nehmen, weil da liegt es in der Natur der Sache oder in der Natur des Programmtyps, dass wir hier keine Germanistikvorlesung abhalten, sondern wenn wir aus dem Hap-pel-Stadion ein Fußballmatch übertragen, dann klingt es auch wie eine Fußballübertragung und das ist auch gut und richtig so. Das Publikum wäre auch mit allem andern nicht zufrieden. Jetzt stelle ich dem gegenüber, dass Barbara Rett im ORF3 eine Übertragung der Salzburger Festspiele moderiert, dann wird sie dort – auch weil ich weiß, dass es ihr persönlich ein unglaubliches Anliegen ist – sich ziemlich genau und sehr präzise an die, zumindest für sie als richtig erkannten, Grammatik- und Ausspracheregeln halten und das ist auch in Ordnung. Also man kann nicht sagen, generell „komm~~t~~s“ verwenden wir nicht oder schon. Es kommt immer drauf an in welchem Zusammenhang und wer es macht. Da muss man unterscheiden ist es Teil eines Beitragstextes, ist es Teil einer Moderation,

in welchem Sender findet es statt, zu welcher Uhrzeit findet es statt, wer ist das Zielpublikum und aus dieser Gemengelage kann man dann sagen „Naja, man soll es eher so oder eher anders machen.“ Aber generell zu sagen „So nicht!“, das funktioniert nicht nur in der Praxis nicht und ist auch nicht sinnvoll.

B: Welche Ansprüche stellt der ORF dann an seine Sprecher? Müssen sie eine externe Schulung haben und haben hier dann noch ein Vorsprechen bevor sie eingestellt werden? Oder werden sie hier tatsächlich noch weiter geschult?

G: Da muss man eine kurze Begriffsklärung machen: Sprecher und Sprecherinnen sind Personen, die fremdverfasste Texte bringen. Das sind sehr oft Schauspieler und manchmal Profisprecher. Die Personen treten in den ORF-Programmen nur in ganz wenigen Nischensendereien auf. Das ist zum Beispiel das Universum im Fernsehen. Das sind die Beiträge im Report. Das sind etliche Sendungen in Ö1. Damit hat es sich aber auch schon mit den Sprechern und Sprecherinnen. Was man zu 98% der Programme des ORF hört, sind Journalisten und Journalistinnen, Redakteure und Redakteurinnen, Gestalter und Gestalterinnen, die für das Mikrofon ausgebildet wurden und der vorgeschriebene Weg ist der, dass jeder und jede, der oder die journalistisch, gestalterisch arbeiten will, ein sogenanntes journalistisches Assessment machen muss. Das ist ein Auswahlverfahren. Das findet 4-5-mal im Jahr statt und dort werden journalistische Kompetenzen abgefragt, Allgemeinbildung und wir machen einen Kamera-Test und einen Mikrofontest. Bei diesem Mikrofontest geht es jetzt nicht darum, Leute zuzulassen und durchzulassen, die schon Mikrofonreife haben, sondern, es geht ausschließlich darum festzustellen, mit welchem Aufwand kann man diese Leute ausbilden. Wenn jemand das journalistische Assessment als Ganzes besteht, dann organisiert das Haus eine Ausbildung. Einerseits auf der journalistischen Ebene und andererseits auch auf der formalen Ebene. Das heißt die Leute lernen Stimmbildung, Sprechtechnik, Präsentation – das ist der Bereich, den ich verantworte – sie lernen Beiträge machen, Arbeit vor der Kamera, Dramaturgie, Arbeit mit Atmo und weiß Gott was noch alles. Dann können sie, wenn

jemand in Stimmbildung, Sprechtechnik, Präsentation ein gewisses Niveau erreicht hat, dann gibt es von mir eine Mikrofonfreigabe. Diese Mikrofonfreigabe ist wie ein Führerschein, mit dem können die Leute im ganzen Haus hausieren gehen und sagen „Ich kann ans Mikrofon“, was für manche Redaktionen ein Segen ist, weil, sagen wir so, sie lassen niemanden mitarbeiten, der nicht mikrofontauglich ist, weil sie sich nämlich einen externen Profisprecher nicht mehr leisten können, weil das Geld dafür nicht da ist. Das ist auch ein Paradigmenwechsel: als ich hier im Haus angefangen habe vor genau 30 Jahren, wurde noch viel mehr in Programmen, Radio wie Fernsehen, von Profisprechern präsentiert und davon ist man radikal abgegangen aus einem medienideologischen Gedanken, der ungefähr so geht: jemand, der eine Sendung oder einen Beitrag sich ausdenkt, darüber recherchiert, produziert, soll ich ihn auch präsentieren, weil durch die intensive Arbeit mit dem Thema man davon ausgehen kann, dass diese Person auch die größtmögliche Kompetenz vermitteln kann. Wohingegen die Gefahr bei einem Profisprecher, einer Profisprecherin dahingeht, dass man sagt „Okay, das klingt jetzt zwar irrsinnig toll, aber man hat nicht das Gefühl, dass sich diese Person mit dem Inhalt wirklich auseinandergesetzt hätte“. Deswegen ist es jetzt so, dass wir mittlerweile niemanden mehr ins Programm lassen, der oder die nicht mikrofontauglich ist.

B: Ist das Assessment diese ORF-Akademie, die es mal gab?

G: Nein, das Assessment steht davor. Das Assessment ist das Auswahlverfahren und dauert 1,5 Tage, soweit ich weiß, abgesehen davon, dass es laufend reformiert wird und jetzt gerade wieder umgekrempelt wird, und da treten ungefähr 30-35 Leute an und müssen unterschiedliche journalistische Aufgaben bewältigen – Recherchetelefonate führen, aus vorhandenen Nachrichtenmeldungen eine Nachrichtensendung zusammenstellen und vertreten, warum sie es so reihen, wie sie es reihen. Sie müssen Leute anhand von Fotos erkennen und so etwas. Sie müssen auch ans Mikrofon und vor die Kamera. Den Mikrofontest gibt es erst in der zweiten Stufe der Auswahl. Wer grundsätzlich eine journalistische Begabung hat, kommt in den zweiten Teil und dort ist dann der Mikrofontest, den

machte ich dann. Es ist so, dass in einem Zimmer schlichtweg ein Text aufgenommen wird und ich sitze dabei und höre zu. Ich beurteile, wie gesagt, nicht, ob man den Menschen heute schon ans Mikrofon lassen kann, sondern welcher Aufwand ist notwendig, um diese Person mikrofontauglich zu machen. Dabei kommt es nicht drauf an, ob die Leute schon eine Vorbildung haben oder nicht. Es gibt Leute, die haben 10.000€ bei der Schule des Sprechens ausgegeben und ich lasse sie trotzdem nicht durch...

B: Wie sieht es mit den Sprechtrainern aus? Schulen Sie oder lassen Sie schulen?

G: Ich habe hier einen Schummelzettel, da stehen 15 Leute drauf, das sind meine Trainerinnen und Trainer. Sind fast nur Frauen mit zwei Ausnahmen und ich habe hier im Großraum Wien einen Stamm von Trainerinnen und Trainern und ich habe in allen Bundesländern, außer in Oberösterreich, auch eine lokale Person – das ist halt jemand der das kann und dort lebt und für mich das erledigt, wenn das notwendig ist. Auch die Vorarlberger machen unglaublich viel, was Sprechtechnik betrifft. Da gibt es zwei lokale Trainerinnen, die laufend die ganzen Leute dort schulen und nachschulen und polieren und so und das ist ganz hervorragend. Also ich habe in jedem Bundesland, außer in Oberösterreich, jemanden und St. Pölten und Eisenstadt versorge ich von Wien aus. Wer im Großraum Wien neu ins Haus kommt oder irgendeine Form der Schulung braucht, mit dem probiere ich dann auch ein persönliches Gespräch zu führen. Einfach um herauszufinden, was hilft dem oder der. Ich habe vorher schon kurz erwähnt, dass die Ausbildung auf drei Säulen beruht – Stimmbildung ist der stimmphysiologische Teil, wie wird der Ton produziert. Da geht es um Stimmbänder, Stimmbandränder, um die Herstellung eines gemischten Tones, also mit Grund- und Oberton. Es geht um richtige Atmung, es geht um Stimmsitz und so weiter. Die zweite Säule ist Sprechtechnik, Aussprachelehre und sauberes Sprechen. Die dritte Säule ist Präsentation, das heißt, wie komme ich zwischen die Ohren des Publikums, wie gehe ich mit Texten um, wie gehe ich mit Moderationen um, welche rhetorischen Grundlagen muss man beherrschen, damit das, was man zu

sagen hat, wirklich verstanden wird. Verstanden auf allen drei Ebenen. Ich muss es stimmlich so produzieren, dass es verstanden wird. Ich muss es sprechtechnisch so produzieren, dass es verstanden wird und ich muss es rhetorisch so produzieren, dass es verstanden wird und alle drei Gebiete sind wichtig. Abhängig davon, wo die Menschen die meiste Unterstützung brauchen, wird dann auch für jeden ein individueller Schulungsplan ausgearbeitet.

B: Die Sprechtrainer, die sie haben, nach welchen Kriterien haben Sie die ausgewählt?

G: Die decken alle unterschiedliche Bereiche ab. Also ich habe jemanden, der macht ausschließlich Stimmbildung, bei den anderen sind es die zweite und dritte Säule, wo es um Technik und Präsentation geht – das ist auch nicht messerscharf zu trennen und da arbeiten die meisten. Ich suche mir die Leute aus nach Kriterien, die... Also meine Trainerinnen und Trainer müssen wissen, was ist ein geschlossener Vokal, was ist ein offener Vokal, wie ist das mit p, t, k und wie spricht man was korrekt aus. Also sie müssen das Sachwissen haben. Auf der pädagogischen Seite kommt es mir darauf an, nachdem die Trainees alle unterschiedlich sind, dass ich auch eine gewisse Vielfalt an unterschiedlichen Typen bei den Trainerinnen und Trainern habe und das ist mir sehr wichtig, weil ich natürlich schaue, wer könnte zu wem passen. Es gibt auch noch völlig profane Kriterien, nämlich die Frage, kann meine Trainerin möglichst oft im ORF-Zentrum schulen oder hier [Anm.: im Funkhaus 1040 Wien] oder wo anders. Also da sind auch einfach praktische Gründe dabei. Und aus diesem Konvolut ergibt sich dann – also den Trainee verknüpfe ich dann mit dem oder der Trainerin.

B: Gibt es ein Lehrwerk, auf das Sie sich beziehen oder lassen Sie Ihren Trainerinnen und Trainern freie Hand?

G: Es gibt kein Evangelium. Es gibt aber eine unausgesprochene und von allen mitgetragene Qualitätsschwelle und das ist vor allem auf der technischen Ebene das saubere Sprechen. Also ist der Mensch im Stande p, t, k so zu artikulieren, dass es auch korrekt kommt. Kann der Mensch ein geschlossenes von einem offenen e unterscheiden und wann kommt es zum Einsatz und so... Also mit

diesen Dingen, also das ist keine Rocket zu eins. Die eigentliche Schwierigkeit oder die eigentliche Herausforderung beim Trainieren ist der Umstand, dass Sprechtrainings eine höchstpersönliche, manchmal sogar höchst intime Angelegenheit sind und intim deswegen, weil eine externe Person kommt und sich mit etwas auseinandersetzt, was höchstpersönlich ist, nämlich die Art und Weise, wie jemand spricht. Deswegen ist es so wichtig, dass ich zumindest versuche nur Leute zusammenzuspannen, wo ich mir denke: „Ja, die können zusammenpassen!“ Trainings scheitern auf jeden Fall, wenn der Trainee das Gefühl hat „Da fühle ich mich nicht wohl, wenn ich dorthin gehe. Irgendwie stimmt die Chemie nicht zwischen meiner Trainerin, meinem Trainer und mir. Ich habe das Gefühl, ich verschwende meine Zeit. Ich sehe nicht, wo das hinführen soll.“ Wenn solche Dinge auftauchen, dann erwarte ich von den Trainees, und ich sage ihnen das auch im Vorherein, dass sie mir Bescheid sagen und sie bekommen in der Sekunde einen anderen Trainer/eine andere Trainerin. Das ist extrem niederschwellig und das muss auch nicht kommentiert werden. Es reicht mir, wenn mir ein Trainee sagt: „Ich würde gerne mit jemand anderem trainieren.“ Dann wird das auch genauso durchgeführt. Das ist deswegen wichtig, weil das hier keine Volksschule ist, sondern wir haben es hier mit ausgereiften Personen und Persönlichkeiten zu tun, die mit viel Umsicht und viel diplomatischem Schick und einer gewissen pädagogischen Begabung zum Ausbildungsziel hingeführt und begleitet werden müssen und das ist manchmal auch eine heikle Sache.

B: Ich habe einen Artikel von EVA WÄCHTER-KOLLPACHER aus dem Jahr 1995 gelesen, wo sie davon spricht, dass es vom ORF ein selbstherausgebrachtes Sprechtrainingsbuch gibt. Ist das diese Broschüre, die man auf der ORF-Website findet, die gerade überarbeitet wurde oder ist das etwas Anderes?

G: Das was Sie gemeint haben, ist das da [Broschüre „Sprachtraining. Über Sprache und Sprechen im ORF] – das ist schon abgelaufen, aber die neue Fassung davon ist in der Grafik und kommt demnächst. Das, worauf die Eva hingewiesen hat, sind die drei Bücher. Die habe ich zwar, verwende ich aber nicht, weil es bei einem Buch Urheberrechtsstreitigkeiten gegeben hat und um die nicht

noch einmal anzufeuern, verwende ich es nicht. Aber das ist das Werk, worauf sich die Eva Wächter-Kollpacher bezogen hat.

B: Das heißt, würde es diese Urheberrechtsstreitigkeiten nicht geben, würden Sie es schon gebrauchen?

G: Dann hätten wir es mehrfach überarbeitet. Die Eva Wächter – haben Sie mit ihr selber schon geredet [ich verneine kopfschüttelnd]. Ich habe im Jahr 1988 hier angefangen und ab 89 ausgebildet worden. Ich bin von meiner Ausbildung her Journalist, bin aber hier eingestiegen als Sprecher und ich bin ausgebildet worden nach der damals gültigen Ausgabe von Balser-Eberle [Anm.: Sprechtrainingsbuch; Schauspielerin Vera Balser-Eberle] und fand das eigentlich ziemlich gut, wenn man weiß, dass vieles von dem was in der Balser-Eberle drinnen steht, sich nur für Schauspielerinnen und Schauspieler, für angehende, wirklich gut eignet. Es gibt einen Unterschied zwischen dem Sprechen auf der Bühne und dem Sprechen vor dem Mikrofon und der Unterschied besteht im Wesentlichen darin, dass die Emotion auf der Bühne ein wesentlicher Bestandteil der Darstellung ist. Das ist aber beim Radio und beim Fernsehen, besonders im Informationsbereich, genau nicht der Fall. Wenn aber jetzt, bei der Balser-Eberle ist das so, natürlich dieser emotionale Aspekt im Buch gefördert bzw. herausgestrichen wird, dann muss man bei diesen Dingen aufpassen – das kann man also nur mit Einschränkungen bei uns verwenden. Das ist der Grund, warum es diese anderen Bücher gab. Aber auch da ist der pädagogische Ansatz einer, der aus den späten 80er Jahren des letzten Jahrhunderts kommt. Ein Hut, der schon gut abgehangen ist. Die rote Broschüre [Broschüre „Sprachtraining. Über Sprache und Sprechen im ORF] ist eine starke Erweiterung dessen, was in den blauen Büchern [Anm: die von EVA WÄCHTER-KOLLPACHER] von drinnen ist. Es gibt auch in der roten Broschüre einen Bereich, in dem es um sprechtechnische Schulung geht und das wird auch in den nächsten Ausgaben eher vom Umfang her zurückgenommen werden und es wird eher in Richtung Serviceinhalten gehen, weil die Frage heutzutage viel wichtiger ist, wie gendert man richtig und so weiter, also alles auf einen zeitgemäße Ebene zu bringen. Da ist zum Beispiel auch

drinnen, wie geht man mit Fremdsprachen um, also mit etlichen, nicht mit allen natürlich, und wie kann man vermeiden, dass Leute ungarisch auf der zweiten Silbe betonen oder irgendsowas. Also diese grundlegenden Dinge von Sprachen, die für uns wichtig sind. Das steht da alles drinnen und es stehen auch Dinge drinnen, wie – das kommt jetzt in der neuen Ausgabe – also wo ein Hinweis oder Empfehlungsteil dabei ist, wie man mit gewissen Redewendungen umgeht, was sie eigentlich bedeuten und nicht in dem Sinne von „Ihr dürft das jetzt nicht mehr verwenden!“, sondern im dem Sinn von „Wenn ihr es verwendet, müsst ihr eigentlich wissen, was es bedeutet“. Also auch da gibt es nichts mit Verboten, sondern es gibt etwas mit Empfehlungen und Erklärungen. Das ist der einzige Weg, den man hier sinnvoll beschreiten kann. Man darf ja nicht vergessen, die meisten Leute, die hier gestalterisch arbeiten im Haus, sind ja keine Analphabeten, selbst wenn man feststellt, dass der eine oder andere Fehler immer wieder passiert, aber die wissen im Prinzip schon, was sie tun. Man kann sie also nicht so behandeln, als ob sie in der 3. Klassen Volksschule sind. Also muss man das auf eine Erwachsenenart machen.

B: Wenn wir das Deutsch, das wir jetzt sprechen, als Österreichisches Deutsch beschreiben würden, hat die Wichtigkeit dessen im ORF im Laufe der Jahre zugenommen, abgenommen oder ist es gleichbleibend? Kann man da eine Tendenz ausmachen?

G: Also, wenn Sie mich darauf beschränken, dass in der Zeit meiner Anwesenheit hier im Haus zu sehen, dann würde ich sagen, dass bis Mitte der 90er Jahre des vorherigen Jahrhunderts das Deutsch, dass in den österreichischen Medien ganz allgemein verwendet wurde, ja ohne Konkurrenz war, weil es gab weder ein Internet, noch gab es Fernsehempfang aus anderen deutschsprachigen Gebieten, also zumindest in Ostösterreich und im Süden nicht, deswegen war das sehr konkurrenzlos. Seit es die Konkurrenz gibt, ist es schon eine Frage, die im Haus zumindest bei den älteren Kolleginnen und Kollegen eine gewisse Rolle spielt. Bei den Jüngeren kaum aus den Gründen, die ich vorher erwähnt habe,

weil sie anders sozialisiert worden sind. Denen ist es völlig egal, wo was produziert worden ist. Wenn es lustig, interessant, spannend ist, dann nehmen sie es wahr. Und das hat auch mit der Sprache zu tun. Sie werden in keiner Eigenproduktion des ORF, die sich an ganz junge Menschen richtet, die Verabschiedung „Tschüss“ hören. Wenn Sie aber jetzt in jedem beliebigen Volksschulhof, sei es in Wien oder Gramatneusiedl oder Bregenz oder sonst irgendwo gehen, sagen die Kinder flächendeckend „Tschüss!“ – aus dem ORF haben sie es nicht!! Aber sie verwenden es trotzdem... Man lernt daraus die Sehnsucht „Ja, die im ORF brauchen nur einen Hebel umlegen und schon geneset das ganze Land von irgendwelchen Sprachkrankheiten.“ – das ist natürlich ein Unfug. Das geht so nicht. Das ist nett und herzlich, aber es funktioniert so nicht.

B: Und wenn ich Sie nicht auf Ihre Zeit beim ORF beschränke, sondern ganz allgemein frage?

G: Man darf etwas nicht vergessen – ich fasse es bewusst eine Spur allgemeiner: in diesem Land haben sich in den letzten 25 Jahren radikal verändert. Viele Gewissheiten, die in der Nachkriegszeit entstanden sind, gelten heutzutage nichts mehr, weil sie schlichtweg von der Wirklichkeit überholt worden sind. Wir zahlen nicht mehr mit dem Schilling, in den meisten Haushalten gibt es an die 100 Fernsehprogramme, die nicht vom ORF produziert werden, weshalb man dort auch nicht so spricht wie im ORF, es gibt sowas wie Globalisierung, wenn ich lustig bin, kann ich mit bei Amazon ein Buch bestellen, auf das ich sonst in einem Buchgeschäft 10 Tage hätte warten müssen und dann vielleicht doch nicht gekriegt habe und bei Amazon Prime habe ich es am nächsten Tag. Also es gibt viele Dinge, die sich einfach radikal verändert haben. Diese Veränderungen werden von bzw. nicht alle diese Veränderungen werden von allen Leuten als positiv empfunden – Sprache gehört auch dazu. Sprache hat sich stark verändert und in einem viel höheren Tempo als es sich früher sowieso verändert hat. Es ist ja auch ein Unding zu glauben, dass jemand, der Anfang der 1960er Jahre in die Schule gegangen ist, hat ein Deutsch dort gelernt, wie auch Goethe schon gesprochen oder geschrieben hat. Das ist ein Blödsinn, es glauben aber viele

Leute. Also wenn man jetzt verteidigt die Form der Sprache aus der guten, alten Zeit, dann wird praktisch immer übersehen, dass das, was hier verteidigt wird, überhaupt erst deswegen existiert, weil es anderes abgelöst hat. Und genau dieser permanente Veränderungsprozess, dieses Ablösen von Sprach- und Sprechgewohnheiten, das findet jetzt natürlich auch statt, aber mit einer größeren Geschwindigkeit. Das hat auch damit zu tun, dass die Auswahl an Medien viel größer ist. Das bezieht sich nicht nur aufs Fernsehen, sondern da kommt auch das Internet dazu und mittlerweile kann man auch ohne Probleme in jeder durchschnittlichen Trafik in Wien ein oder zwei internationale Zeitungen kaufen, die im analogen Bereich zu tun haben. Also, dass das österreichische Deutsch unter Druck geraten ist, kann man, was auch immer das österreichische Deutsch auch ist, bejahen. Ich würde ja auch vermuten, ich bin kein Linguist, aber ich glaube, dass sich die deutsche Sprache – und da beziehe ich mich auf den gesamten deutschen Sprachraum – wohl von einer plurizentristischen zu einer ziemlich zentristischen Sprache verändert wird in den nächsten 10, 15, 20 Jahren. Das ist ein bisschen so wie das Wasser, das den Berg hinunter rinnt. Ich glaube nicht, dass man diesen Prozess umdrehen kann. Aber ich schätze, dass das so sein wird. Jetzt gibt es Leute, die sagen „Oh Gott, wie kann man nur und der ORF muss unbedingt...“. Und wenn man dann den Leuten sagt „Ja, es ist ganz einfach, das können wir ohne Probleme machen: wir schalten jetzt in ganz Österreich das Internet ab und dann machen wir es technisch unmöglich, dass die Haushalte andere als ORF-Fernsehprogramme und andere ORF-Radioprogramme empfangen und dann untersagen wir den Verkauf von Büchern, die nicht von österreichischen Autorinnen und Autoren geschrieben worden sind. Und wenn wir all das gemacht haben und 20 Jahre warten, dann haben wir wahrscheinlich das österreichische Deutsch für 20 Jahre konserviert. Aber Sie merken schon meinen gepflegten Zynismus, das ist natürlich ein großer Quatsch!

B: Wie war das zum Zeitpunkt des EU-Beitritts? Es gab ja die Austriazismenliste – ist da im ORF auch etwas speziell forciert worden?

G: Nein. Was es gibt, ist eine Wortliste. Die gibt es generell und die hat jetzt weniger mit der Frage zu tun, ist das österreichisches Deutsch oder nicht, sondern da hat man sich eher auf Schreibweisen geeinigt. Aber weil, wie gesagt, wenn wir Marmelade und nicht Konfitüre sagen, was ja rein technisch auch was Anderes ist – bei diesen Dingen muss man aber insofern aufpassen, weil gerade in Ostösterreich gerade der große Irrtum weit verbreitet ist, dass das was in Ostösterreich gesprochen wird, österreichisches Deutsch ist. Das ist natürlich ein Blödsinn. Fritz Muliar [Anm.: österreichischer Schauspieler, Kabarettist und Regisseur] war ein unglaublicher Verfechter von etwas, von dem er geglaubt hat, es sei österreichisches Deutsch, und hat uns immer geschimpft, wenn wir Kartoffeln statt Erdäpfel gesagt haben oder Tomaten statt Paradeiser. Westlich von Purkersdorf sind die Begriffe synonym zu verwenden. Ich bin in Salzburg aufgewachsen und ich habe genauso viele Tomaten wie Paradeiser verzehrt in meiner Kindheit. Aber das wird hier im Wasserkopf Wien schwer akzeptiert.

B: Ist meine Annahme dann richtig, dass sich der ORF Zeit seines Bestehens immer mehr der Alltagssprache angenähert hat?

G: Die Funktion von elektronischen Medien hat sich verändert. Die war natürlich sehr, sehr lange Zeit eine stark edukative. Das heißt, sehr viel von dem, das im ORF produziert wurde, kam im übertragenden Sinne, manchmal aber auch im praktischen Sinne, von der Kanzel oder vom Katheder und das hat sich stark verändert. Es gibt formal ganz andere Zugänge an Themen. Wir haben, noch als ich hier im Haus angefangen habe, gab es Wissenschaftssendungen, wo ein Professor in kaum akustisch wahrnehmbarer Weise eine Dreiviertelstunde lang über das Liebesleben des Ich-weiß-nicht-was doziert hat und man hat geglaubt, das ist geiles Bildungsprogramm. Das würde man heutzutage so nicht mehr machen – Gott sei Dank! – aber nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Herangehensweise und der sprachlichen Ebene. Insofern ist abhängig von Medium, abhängig vom Programm, abhängig von der Zielgruppe, abhängig von der Tageszeit und was sonst noch alles, passt sich die Sprache an diesen externen Kriterien an. Muss auch so sein.

B: Und in Bezug auf die privaten Sender, die speziell auf jüngeres Publikum abzielen. Zieht der ORF hier auch mit oder grenzt er sich bewusst davon ab? Oder ist das auch wieder Mediums abhängig?

G: Das ist sehr Mediums abhängig. Ich meine, wenn man sich anschaut, der ORF betreibt kein Radio für junge Leute – auch FM4 ist kein Radio für junge Leute, de facto. Das Durchschnittsalter von FM4 ist so hoch, dass man nicht sagen kann „Das ist ein Jugendsender“. Was ich auf jeden Fall durchsetzt, auch völlig zu recht, ist, dass die Form des Sprechens immer informeller wird. Auch wenn der Armin Wolf mit weißem Hemd, Sakko und Krawatte noch immer für die ZIB2 zur Verfügung steht, ist die Art und Weise, wie er Interviews führt, natürlich auf einer – im Vergleich zu früher – viel informelleren Ebene, sprachlich gesehen, rhetorisch gesehen, körpersprachlich gesehen. Diese Dinge haben sich stark verändert. Das elektronische Medium war früher als Institution etwas stark Richtung Bildung/Ausbildung, Förderung der klassischen Tugenden in der Gesellschaft ausgerichtet, und elektronische Medien sind jetzt, in erster Linie seit es kommerzielle Medien im Angebot gibt, viel stärker unterhaltend und tagesbegleitend orientiert. Damit ändert sich natürlich die auch die Art und Weise, wie etwas gesprochen wird.

B: Denken Sie, dass Medien wie Radio oder Fernsehen, tatsächlichen Einfluss auf die Herausbildung einer Nation haben?

G: Wenn Sie erlauben, würde ich an diese Frage ein „können“ anhängen: „Können Radio und Fernsehen Nation-Building betreiben?“ Nur dann, wenn die Reichweiten und die Marktanteile so groß sind, dass man einen relevanten Teil des Publikums erreichen kann, dann KANN man es machen. Schon anhand dieser Bedingung sieht man, dass das in halbwegs freien Gesellschaften in der Form kaum möglich ist, weil das käme ja einer Gleichschaltung über die medialen, organisatorischen, gesellschaftsrechtlichen Grenzen hinweg gleich. Weil dann müsste man PULS4 und den ORF und ATV und ATV II und die Österreichfenster der anderen deutschen, kommerziellen deutschen Stationen dazu brin-

gen, genau dasselbe zu tun. Und nur wenn das alle tun, dann kann man möglicherweise so etwas befördern. Wobei Nation-Building jetzt natürlich auch auf sprachlicher Ebene, wobei in erster Linie die Inhaltsebene gespielt werden kann. Eine Form, wie so etwas funktioniert – aus heutiger Sicht nicht wahnsinnig entwickelten Mediengesellschaft – konnte man anhand der Angelegenheiten Karl Schranz und seinem Ausschluss von den Olympischen Winterspielen in Sapporo sehen. Wenn ausschließlich eine große Medieninstitution, so wie es damals der ORF war, die in der Lage ist praktisch 100% der Bevölkerung zu erreichen und so etwas außerordentlich stark in den Blickpunkt stellt, so wie es damals der Fall war mit der Live-Übertragung, wie er von Schwechat bis zum Kreisky ins Bundeskanzleramt gebracht wurde usw. Das hat natürlich starken Einfluss. Ich glaube, dass es heute in der Form so nicht mehr funktioniert. Auch deswegen, weil, um jetzt beim Fernsehen zu bleiben, das relativ gesehen das wirkungsmächtigste Medium ist, die Leute tun viele andere Dinge auch noch, die aber nicht nur lineares Fernsehen sind. Wenn man sich anschaut, wie erfolgreiche, massenattraktive Fernsehprogramme gebaut sind, dann merkt man schon der Infoteil ist relativ gering und der Unterhaltungsteil ist groß, der Sportteil ist, soweit finanzierbar, auch groß, aber unter diesen Auspizien Nation-Building zu machen – ich glaube es eher nicht.

B: Das heißt, der ORF war einmal...

G: Auf jeden Fall – er war dazu in der Lage. Aber die Medienlandschaft ist jetzt eine ganz andere.

B: Fühlt sich der ORF dann noch immer als identitätsstiftend?

G: Ja, definitiv ja und das auch auf einer sprachlichen Ebene, weil einen Aspekt, den wir bis jetzt völlig unbeachtet haben, sind die Regionalradios, weil die sind nämlich ganz außerordentlich identitätsstiftend, weil natürlich eine ZuhörerIn von Radio Kärnten das Gefühl haben soll, wenn sie Radio Kärnten hört, dass da Kärntner für KärntnerInnen und Kärntner ein kärntnerisches Programm machen – mit Inhalten, die einen Kärntner Bezug haben, mit der Art des Sprechens, die zu einer regionalen Eigenheit gehört usw. Deshalb habe ich auch überhaupt kein

Problem, wenn diese Regionalismen in den Radio- oder Fernsehprogrammen der Landesstudios vorkommen – das ist für mich gar kein Grund einschreiten zu wollen, im Gegenteil! Es ist unglaublich wichtig und das kann und muss so sein. Wohingegen ich bei Programmen, die österreichweit ausgestrahlt werden, schon die Regionalismen ein bisschen reduziert haben wollte, weil für eine Sendung oder ein Programm, das österreichweit zu sehen oder zu hören ist, klingt es dann leicht provinziell, wenn man das Gefühl hat, da ist jetzt irgendein G'schärder am Mikrofon. Also diesen Eindruck soll man da nicht haben, aber im Bereich der Landesstudios ist das unglaublich wichtig und das funktioniert auch gut. Und das ist jetzt eine Aufgabe, die nicht nur was mit Information zu tun hat, sondern das ist eine kulturelle Aufgabe. Ich bin davon überzeugt, dass die Wurzeln der Menschen, die ihrem Leben wirklich Halt geben, auf regionaler Ebene und nicht auf überregionaler Ebene gut funktionieren. Und diese Wurzeln sollen natürlich auch durch die Identitätsstiftung der Regionalprogramme bei uns – deren Wachstum soll gefördert werden.

B: Welche Unterlagen oder Aufzeichnungen haben Sie von Ihrem Vorgänger erhalten oder geben Sie weiter? Gibt es etwas, dass man sich weitergibt?

G: Das ist in meinem Fall etwas unüblich gewesen, weil mein eigentlicher Vorgänger zwei Jahre bevor ich diese Aufgabe übernommen habe, in Pension gegangen ist. Dann hat das jemand interimistisch gemacht, der irgendwie nicht vom Fach war, sondern nur versucht hat es administrativ durchzuführen. Unterlagen an sich... Also es gibt ein paar Dinge, die wir aufzeichnen. Das sind zum Beispiel Mikrofonfreigaben. Wenn jemand eine Mikrofonfreigabe bekommt, von mir oder früher von meinem Vorgänger, dann halten wir das fest, um bei Rückfragen Auskunft geben zu können – seit wann darf denn der ans Mikrofon etc.? Es gibt eine Datenbank in der Schulungsabteilung, wo alle Schulungsmaßnahmen von jedem Mitarbeiter und jeder Mitarbeiterin festgehalten werden. Dort kann man auch nachschauen, was hat der oder die für Ausbildungen oder Schulungen im Bereich der Sprache und des Sprechens genossen. Diese Dinge gibt

es schon. Es gibt die Aussprachedatenbank, die hat in den letzten Jahren deutlich an Bedeutung gewonnen, weil sie nämlich nicht mehr eine reine ADB-Aussprachedatenbank ist, was sie früher war, sondern mittlerweile eine Aussprachedatenbank für elektronische Medien in Österreich, in Deutschland, der Schweiz, in Südtirol und auch im Elsass und die Belgier spielen, glaub ich, mittlerweile auch mit. Das heißt, dort wo es Ausspracheabweichungen zwischen der in Österreich üblichen Form und der Norm gibt, ist das extra angegeben, also, wenn Sie bei „Kaffee“ zum Beispiel nachschauen, steht da im österreichischen „Kaffee“ und in Deutschland darf man gern „Kaffe“ sagen.

B: Wollen Sie noch etwas ergänzen, dass in diesem Fragenkatalog nicht zur Sprache kam?

G: Es gibt jetzt seit 10 Tagen einen kleinen Newsletter, der innerhalb von Ö1 verschickt wird. Der heißt „Ö1 Fehlerbox“ und er erscheint immer am Ultimo jedes Monats, wo Dinge aufgeführt werden unter der Rubrik „leider gehört“. Sie kennen ja den Slogan „gehört gehört“ und den haben wir abgewandelt, wo wir Dinge aufführen, die sprachliche Hoppalas sind. Aber nicht im Sinne einer Prangerfunktion, sondern auch da wieder im Sinne von „Okay, da hat jemand den Begriff missverstanden.“ oder das ist grammatikalisch falsch. Man kann zum Beispiel nicht sagen „zur vollsten Zufriedenheit“, weil „voll“ kann man nicht steigern. „In keinster Weise“ geht auch nicht und so. Solche Dinge kommen da vor. Das habe ich am 31. Jänner zum ersten Mal verschickt und es ist ziemlich gut angekommen. Es geht an alle Ö1-Leute inklusive der Informationsabteilung, die organisatorisch kein Teil von Ö1 ist, auch die Nachrichtenjournale gehören nicht zu Ö1. Und das hat einen relativ guten... Das ist auch deswegen so interessant, weil ich war mir nicht ganz sicher, wie es ankommen wird und es ist deshalb interessant, dass das so positiv beantwortet wurde, weil es zeigt, dass sich viele Leute in sprachlicher Hinsicht gerne begleitet fühlen. Es gibt einen absoluten Spitzenmoderator von der Ö1-Musik, der zur Anmerkung, dass „anscheinend“ und „scheinbar“ fast genau das Gegenteil von einander ist, mir dazugeschrieben hat „Verflixt, das war mir nie bewusst!“. Also auch die Stars und die Leute, die

wirklich wissen, wie das Geschäft geht, sind froh über eine Form des Hinweisens, das kann man immer auch humorvoll machen und es wird auch nie gesagt, die Mitarbeiterin X hat einen furchtbaren Fehler gemacht und „So kann man das aber nicht machen.“, weil dann erreicht man das Gegenteil. Aber man kann Dinge verallgemeinern und auch die Spuren verwischen, wo denn das wirklich herkommt und wer den Blödsinn gemacht hat und dann funktioniert das sehr gut.